

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit
- ▶ Geschichte
- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Mitmischen, wenn es  
um Geld und Jobs geht

Wirtschaft – ist das nicht nur ein Thema für Börsenfreaks und Globalisierungsgegner, für Manager und Gewerkschaftsfunktionäre? Wer so denkt, vergibt eine Chance. Denn persönlich erfahrbar wird Wirtschaft für jeden in der eigenen Stadt oder Region. Dort sitzt der Arbeitgeber, dort ist das zuständige Finanzamt, dort kauft man ein. Wirtschaftliche Vorgänge sind für die Menschen alltäglich und manchmal sogar existenziell: Wenn sie um ihren Arbeitsplatz bangen, ihn vielleicht sogar verloren haben – immer geht es um ökonomische Fragen. Die Welt der Wirtschaft ist eine komplizierte Welt – erklärender Journalismus tut ebenso Not wie die Bereitschaft der Zeitung, selbst Akzente zu setzen und Initiativen zu starten, die der Region weiterhelfen.

# Der Rückbau des AKW

**Die Vorbereitungen für das Ende des AKW laufen. Die Zeitung beschreibt den Prozess und greift die Sorgen der Menschen frühzeitig auf, die sich Sorgen machen um ihre Zukunft.**

## Und was dann?

Für viele Menschen in Deutschland ist der nach dem Unglück von Fukushima beschlossene Atomausstieg ein abstrakter Prozess. Für die Menschen in Gundremmingen, im Landkreis Günzburg und den angrenzenden Regionen bedeutet er aber eine Veränderung, die sehr viele unmittelbar spüren werden. Schließlich steht in Gundremmingen das größte deutsche Atomkraftwerk – und damit einer der größten Arbeitgeber in der Region.

Auch wenn noch etwas Zeit vergeht, bis die Anlagen stillgelegt und zurückgebaut werden, so stellt sich schon jetzt die Frage: Und was dann? Der Verlust

an Arbeitsplätzen und Wirtschaftskraft ist nicht von heute auf morgen zu kompensieren, weshalb es schon jetzt von größter Bedeutung ist, für die Zukunft zu planen. Dass in diesem Jahr die Unterlagen für den Rückbau des ersten der beiden noch aktiven Blöcke im Kraftwerk bei den zuständigen Behörden eingereicht werden, habe ich zum Anlass genommen, schon jetzt die Frage „Und was dann?“ zu stellen. Dabei war es mir wichtig, nicht den falschen Eindruck zu vermitteln, dass bald die Lichter ausgehen, sondern die Bürger sachlich zu informieren, was sich im Kraftwerk tut und welche Vorbereitungen die Verantwortlichen treffen.

Da die Entscheidung der Bundesregierung zum Atomausstieg gravierende Folgen für die Menschen hat, stehen sie in der sechsteiligen Serie „Anfang vom Ende?“ im Zentrum. Der Titel ist wegen seiner Mehrdeutigkeit gewählt worden: Zum einen laufen die ersten Vorbereitungen für das Ende der Atomenergie in der Region, zum anderen stellt sich in der Tat die Frage, ob mit der Stilllegung des Kraftwerks auch das Ende der guten wirtschaftlichen Lage im Landkreis Günzburg und darüber hinaus beginnt.

*Christian Kirstges*



### Noch Fragen?

Christian Kirstges, Redakteur, Telefon: 08221/917-44, E-Mail: christian.kirstges@guenzburger-zeitung.de



Die eigene Lehrwerkstatt im Atomkraftwerk Gundremmingen sehen die Auszubildenden als großen Vorteil an.

Fotos: Erich Hermann

## Wenn der eigene Arbeitsplatz abgebaut wird

**Jobs** Nur noch bis Ende 2021 wird im Atomkraftwerk Gundremmingen Strom produziert. Welche Rolle spielt das für die Belegschaft? Und warum will hier überhaupt noch jemand eine Lehre absolvieren? Mitarbeiter erzählen / Serie (3)

VON CHRISTIAN KIRSTGES

**Gundremmingen** Seit 1981 arbeitet Werner Trögele schon im Atomkraftwerk in Gundremmingen. Bekannte waren damals schon dort, und für den heute 56-Jährigen sollte es auch einen sicheren Arbeitsplatz geben. In wenigen Jahren aber endet die Stromproduktion am Standort. Block B wird am 31. Dezember 2017 zum letzten Mal Energie er-



**Anfang vom Ende?**  
Der Arbeitsplatz

zeugen, Block C am 31. Dezember 2021. Trögele wird aber erst 2024 in Rente gehen – und die letzten Jahre seines Berufslebens also damit zu tun haben, den eigenen Arbeitsplatz abzubauen. „Das löst bei mir aber nichts aus“, sagt der Maschinenbaumechanikermeister, der im Bereich der Instandhaltung der Apparate-technik 28 Mitarbeiter leitet. Dabei arbeiten Tochter Lisa sowie die Söhne André und Stephen auch im Kraftwerk. „Sie werden noch über Jahre Arbeit hier haben durch den Rückbau“, ist sich Trögele sicher.



Bei den Trögeles sind gleich vier Familienmitglieder von der Abschaltung und dem Rückbau des Atomkraftwerks betroffen (von links): Lisa, Werner, André und Stephen Trögele. Sorgen darüber machen sie sich aber keine.

Foto: Tobias Schmid/AKW

Als Lisa sich für die Ausbildung zur Bürokauffrau beworben hatte, war die Welt gewissermaßen noch in Ordnung. Dann kam Fukushima. Doch auch die 19-Jährige, die heute im Einkauf arbeitet, hat sich mit der Situation arrangiert und nimmt sie so gelassen wie Werner Trögele.

„Uns ist damals direkt gesagt worden, wie es hier weiter geht“, sagt sie. Dass ihr Vater hier arbeitet, sei für sie auch nie etwas Besonderes gewesen. Für sie habe bei der Bewerbung letztlich gezählt, dass er und ihre Brüder gesagt hätten, dass es ein guter Arbeitgeber sei.

Der 56-Jährige findet auch nicht, dass er an einem außergewöhnlichen Ort arbeitet, abgesehen vom Kontrollbereich. Für ihn waren das gute Umfeld und die Bezahlung wichtig und dass er Abwechslung im Beruf hat. Die Kinder hätten sich daher ganz bewusst unter mehreren Mög-

lichkeiten für das AKW Gundremmingen entschieden.

Nicole Datsmann hat ebenfalls im Kraftwerk ihre Ausbildungszeit verbracht und ist heute für die Ausbildung der etwa 30 Lehrlinge verantwortlich. Leicht sei es nicht, einen Platz zu bekommen, doch Vorstellungsgespräch, Einstellungstest und zum Teil das Probearbeiten schrecken nicht ab. Vielmehr seien die Ausbildungsplätze im AKW nach wie vor so gefragt, dass trotz der insgesamt rückläufigen Bewerberzahlen – was nichts mit der Branche zu tun habe – alle früh vergeben werden könnten. Neue Jobs würden zwar wegen des bevorstehenden Rückbaus nicht geschaffen, doch frei werdende mittunter wieder nachbesetzt. Befristet werden die Verträge nach der Ausbildung allerdings, oft bis zu einem Jahr, teilweise bis zu vier Jahre. „Das ist nun einmal der Situation in der Branche geschuldet“, erklärt Datsmann.

Wer im AKW gelernt hat, habe aber auch in anderen Firmen gute Karten. So hätten sich Azubis aus Gundremmingen konzentriert bei der Suche nach dem besten sozialen Projekt hervorgetan und den ersten Platz belegt, indem sie für Behinderte eine Grillfeier organisierten.



### Vorteil Lehrwerkstatt

„Ich habe schon ein Praktikum hier gemacht, das mir gut gefallen hat. Aufgrund der Größe des Betriebs gibt es hier andere Herausforderungen als in kleineren Firmen. Auch die eigene Lehrwerkstatt ist ein Vorteil. In der Region ist es doch normal, dass es das Kraftwerk gibt. Und für den Rückbau werden auch Leute gebraucht.“  
**Andreas Rosner, 18, Auszubildender Elektroniker für Betriebstechnik**



### Ein guter Ruf

„Das Kraftwerk hat einen guten Ruf und die Ausbilder waren im Vorgespräch sehr sympathisch. Ich habe früher schon gern mit Metall gearbeitet, daher ist es ein interessanter Arbeitsplatz. Die Reaktion von meinen Freunden, dass ich hier arbeite, war auch gut. Später möchte ich auch mal in andere Betriebe reinschauen, um mich weiterzubilden.“  
**Theresa von Stackelberg, 20, Auszubildende Industriemechanikerin**



### Die besten Bewerber

„Die Bewerberzahlen sind rückläufig, das hat aber nichts mit der Branche zu tun. Die Zahlen gehen überall zurück. Wir bekommen nach wie vor die besten Bewerber und können frühzeitig alle Plätze besetzen. Wir hatten sogar eine Bewerberin, die aufs Gymnasium wollte und nur mal so eine Bewerbung geschrieben hat. Sie konnte bei uns anfangen.“  
**Nicole Datsmann, 25, Ausbildungsverantwortliche des Kraftwerks**



### Geregelte Arbeitszeit

„Mein Papa ist eigentlich auf die Idee gekommen, dass ich mich hier bewerben soll, denn ich komme aus einer Gastronomen-Familie. Es ist toll für einen Koch, hier nach Tarif bezahlt zu werden und geregelte Arbeitszeiten zu haben. Außerdem ist es etwas Besonderes, für Gäste besondere Menüs kochen zu können. Und das Team ist auch sehr gut.“  
**Lena Kuhn, 19, Köchin. Sie hat ihre Ausbildung im Kraftwerk absolviert.**



### Gute Ausbildung

„Es ist ein interessanter Arbeitsplatz, den man nicht mehr überall so zu sehen bekommt. Die Ausbildung ist gut, und danach gibt es die Chance, zu bleiben. Der Atomausstieg spielt also erst mal keine Rolle. Viele Bekannte arbeiten hier und man kann viel selbst machen. Auch in anderen Betrieben gibt es keine Sicherheit, dort immer zu bleiben.“  
**Stefan Kiebacher, 18, Auszubildender Elektroniker für Betriebstechnik**

## Das sagen die Nachbarn

## GUNDELFINGEN

## Der Arbeitsmarkt wird es verkraften

Als das Kraftwerk gebaut wurde, gab es in der Region eine große Aufbruchstimmung, erinnert sich Gundelfingens Bürgermeister Franz Kukla. Es stand für den Fortschritt und viele Bürger auch aus der Stadt an der Donau arbeiteten dort. Gerade während des Baus der Blöcke B und C hätten viele Arbeiter in der Gemeinde gewohnt, nicht wenige seien geblieben. „Ganz Generationen haben im AKW gearbeitet“, sagt Kukla. Nach dem Unglück von Fukushima habe es einen Bewusstseinswandel gegeben. Keiner im Ort habe mehr gesagt, das Kraftwerk müsse bleiben. Er ist nun froh, dass das Umspannwerk erhalten bleibt, das auf Gundelfinger Flur steht – und damit „Gewerbesteuererhöhungen in nicht zu unterschätzender Größe“. Es werde schwierig, etwas Neues in der Größenordnung des Kraftwerks anzusiedeln, doch der Arbeitsmarkt werde das verkraften. (cki)



In Gundelfingen sieht man den Atomstift gelassen. Foto: Manuela Mayr

## LANDKREIS AUGSBURG

## Bislang noch kein Thema

Der Landkreis Augsburg verfügt nach eigenen Angaben derzeit über keine belastbaren Daten, wie viele seiner Bürger im oder für das AKW arbeiten. Daher könnten momentan auch keine Aussagen getroffen werden und es sei auch generell noch kein großes Thema im Landratsamt. Ohnehin sei der Kreis Günzburg federführend. Landkreisübergreifend sei die Stilllegung des Kraftwerks bislang noch nicht behandelt worden. (cki)

## LANDKREIS DILLINGEN

## Betriebe könnten von Fachkräften profitieren

Um die 200 bis 300 Menschen könnten es sein, die im Landkreis Dillingen vom Atomkraftwerk leben, schätzt Landrat Leo Schrell. Doch er ist sich sicher: „So schlimm wird es nicht werden.“ Die Arbeitsplätze verschwinden eben nicht von heute auf morgen und in den nächsten Jahren werden für den Rückbau weitere Fachkräfte benötigt. Und auch danach sieht der Landrat keine großen Probleme auf seinen Kreis und die Region zu kommen, schließlich suchten viele Betriebe händlermäßig gut qualifiziertes Personal. Für ein Gaskraftwerk hält Schrell das Gelände für bestens geeignet, doch viele andere Möglichkeiten sieht er dort nicht: „Ein Sondergebiet ist möglich, aber ein normales Gewerbegebiet kann man im Donauried nicht einbauen.“ Sobald eine Entscheidung für oder gegen ein Gaskraftwerk gefallen ist – damit rechnet er innerhalb der nächsten ein bis anderthalb Jahre – soll es Gespräche mit dem Landkreis Günzburg geben. Die Gemeinde Gundremmingen sowie die Städte Lauingen und Gundelfingen haben sich bekanntlich bereits zusammengetan und wollen zusammenarbeiten. (cki)



Auch im Landratsamt Dillingen wird die Lage gelassen gesehen. Foto: Kirstiges



Noch arbeiten im Atomkraftwerk Gundremmingen viele Menschen, damit Strom produziert werden kann. Doch was passiert, wenn die Anlagen abgeschaltet sind und alles zurückgebaut ist?

Foto: Weizenegger

## Düstere Zukunft für die Region ohne Kraftwerk?

Wirtschaft Wenn das AKW Gundremmingen erst einmal stillgelegt und später abgebaut ist, betrifft das nicht nur die Mitarbeiter der Anlage. Auch externe Firmen werden dann weniger Aufträge haben. Was das bedeutet / Serie (4)

## VON CHRISTIAN KIRSTIGES

Gundremmingen/Landkreis Im laufenden Jahr investieren die Betreiber des Atomkraftwerks (AKW) Gundremmingen allein 38 Millionen Euro in die Technik. Insgesamt vergeben sie jährlich Aufträge im Wert von rund 167 Millionen Euro an Firmen, davon knapp 35 Millionen Euro an Unternehmen in der Region. Auch außerhalb des Geländes hängen also Jobs, etwa von Lieferanten des Kraftwerks. Und obwohl der Atomaustritt längst beschlossen ist, werden in den nächsten Jahren weiter viele Menschen dort arbeiten. Zum Jahreswechsel waren es 700 eigene Mitarbeiter, 60 weniger als zuvor, und bis 2018 soll es noch 535 Vollzeitstellen beim Kraftwerkbesitzer Personal geben. Hinzu kamen 300 Menschen bei Partnerfirmen. Doch was bedeutet es für die Region, wenn sukzessive weniger Mitarbeiter benötigt werden und der Rückbau einmal abgeschlossen ist?

Für die Wirtschaftsförderungsgesellschaft des Landkreises, die Regionalmarketing Günzburg, ist die Situation momentan jedenfalls nicht alarmierend, sagt Geschäftsführer Werner Weigelt. Denn die Stellen werden nach und nach wegfallen – und erst einmal werden viele erhalten.

## „Künftig müssen wir eben anders haushalten.“

Tobias Bühler, Bürgermeister Gundremmingen

Arbeiter in die Region. Da sich viele Betriebe aber in den vergangenen Jahren neuen Standards angepasst hätten, werde diese Situation wohl nur für die spürbare Folgen haben, die es nicht getan haben. Die Regionalmarketing versuche, da gegenzusteuern und „alle mitzunehmen“. Klar sei aber, dass der Rückgang bei der Gewerbesteuer Gundremmingen selbst härter treffen werde als den Landkreis, der über die Umlage vom Kraftwerk profitiert. Die Gemeinde habe aber sehr gut vorgeplant und schon früh das eingenommene Geld wieder investiert – etwa in die Infrastruktur und in Immobilien. „Das war sehr weitsichtig, da jetzt die Früchte geerntet werden können“, lobt Weigelt.

Gundremmingens Bürgermeister Tobias Bühler hat jedenfalls keine Angst, dass in seiner Gemeinde die Lichter ausgehen, wenn das Kraftwerk erst zurückgebaut ist – auch wenn es weniger gut bezahlte Arbeitsplätze geben werde und ein bedeutender Gewerbesteuereinzähler wegfällt. Um welche Summen es dabei geht, darf Bühler zwar nicht sagen, „doch früher war es noch deutlich mehr“. Auch dürfe nicht ver-



Bäcker Gerhard Lindenthal sowie seine Frau Marlene (links oben) und auch Gottfried Zechner sowie Friedrich E. Kiss von der Firma Konrad Mess- und Regeltechnik müssen ihre Unternehmen wegen der AKW-Abschaltung umstellen. Und auch die Gemeinde Gundremmingen, für die das Kraftwerk unüberschaubar bedeutend ist (unten), wird sich verändern müssen. Fotos: Christian Kirstiges

zu machen habe aber nur dann Sinn, wenn die Gemeinde überhaupt über die Kraftwerksfläche verfügen könne. „Alles vorher zu planen wäre rausgeschmissenes Geld, ich werde jedenfalls nicht auf fremdem Gebiet planen“, betont Bühler. Er hält es für möglich, innerhalb eines halben Jahres die Fläche zu entwickeln. Es sei auch zu früh zu sagen, inwiefern sich die Nachbarn Lauingen und Gundelfingen einbringen könnten, das Verhältnis der Kommunen untereinander sei aber sehr gut.

Auch Offingen und die Verwaltungsgemeinschaft werden es merken, wenn es das AKW einmal nicht mehr gibt, sagt Bürgermeister Thomas Wörz, vor allem bei der Einkommenssteuer. Denn die Mitarbeiter im Atomkraftwerk gehörten schließlich zu den Besserverdienenden. „Und wenn dann der ein oder andere wegzieht, könnte das einen Einschnitt geben“, befürchtet er, für den die Kernkraft „immer der falsche Weg“ gewesen sei. Der Großteil der Beschäftigten sei aber durchaus in der Region verwurzelt. Wörz ist jedenfalls skeptisch, ob sich der Verlust der Arbeitsplätze im Kraftwerk kompensieren lässt, bei

## Anfang vom Ende? Die Wirtschaft

gessen werden, dass die Hälfte der Einnahmen an den Landkreis abgeführt würden. Angst, dass sich der Ort nicht mehr so viel leisten könne, hat er aber nicht, und mit dem bereits eingenommenen Geld seien besteuert werden weiter versorgt werden. Bühler hofft in Sachen Arbeitsplätze auf das angeordnete Gaskraftwerk, das immerhin wieder neue Jobs bringen würde. Zudem werde versucht, neue Gewerbeflächen auszuweisen, aber es sei schwierig, überhaupt an die nötigen Grundstücke zu kommen. Ein großer Vorteil sei jedenfalls, dass das Aus nicht wie bei einer regulären Firmenschließung von heute auf morgen komme und sich alle Beteiligten daher vorbereiten könnten. Konkrete Pläne

den Besprechungen der Bürgermeister sei es aber bislang noch kein Thema gewesen, wie die Kommunen darauf reagieren sollen.

Die Bäckerei Lindenthal in Gundelfingen hat genau das schon getan. Seit klar ist, dass in Gundremmingen das AKW abgeschaltet wird, ist nach Ersatz gesucht und mit der Leihhilfe Dillingen sowie weiteren Betrieben gefunden worden. Denn das Kraftwerk macht für Gerhard Lindenthal, seine Frau und die Angestellten bis zu acht Prozent des Umsatzes aus, früher waren es sogar 30. Teilweise waren zwei Leute nur für die Waren abgestellt, die für das AKW produziert wurden. Allein bis zu 3000 Semmeln am Tag wurden geliefert, heute sind es noch 500 und während der Revisionen immerhin 2000. „Was wir sind, sind wir nur durch das Kraftwerk“, sagt der 58-Jährige. Ohne die Aufträge aus Gundremmingen wären viele Investitionen nicht möglich gewesen – wegen der direkten Einnahmen und weil die Arbeit für das AKW die Bekanntheit der Bäckerei förderte.

Die Firma Mess- und Regeltechnik Konrad in Gundremmingen lebt heute noch zu großen Teilen von der Arbeit für das Kraftwerk. Wie Geschäftsführer Friedrich E. Kiss und der Technische Leiter Gottfried

## „Was wir sind, sind wir nur durch das Kraftwerk.“

Gerhard Lindenthal, Bäcker in Gundelfingen

Zechner sagen, ist das Unternehmen der wohl größte Auftraggeber am Standort. Bis zu 150 Menschen sind dort angestellt. Die Zahl der Mitarbeiter, die auf kerntechnische Anlagen spezialisiert sind, wird (wohl sozial verträglich) abgebaut werden müssen, doch durch die Expansion in andere Geschäftsfelder soll die Größe der Belegschaft nicht kleiner werden. Vor allem kleinere Anlagen und ökologische Projekte stehen im Fokus, aber auch der internationale Kernenergie-Markt. Schließlich setzen andere Länder weiter auf Atomkraftwerke. Von der Illusion, dass erneuerbare Energien die Zahl der verschwindenden Arbeitsplätze in dem Bereich in Deutschland kompensieren können, muss man sich aber verabschieden, sagt Zechner. Im Gegensatz zur Kerntechnik sei das eine einfache Technologie, für die es keine hoch qualifizierten zur Instandhaltung brauche. Und das Gewerbesteuereinkommen, das auf dem Areal Pro die Jobs kompensieren, gehen, glaubt er ebenso wenig.



# Atomkraftwerk – und was dann?

Entwicklung Die Region lebt gut vom AKW. Doch jetzt sind Ideen gefragt. Andere müssen sich der Zukunft bereits stellen / Serie (Ende)

Von Christian Kirstges

**Landkreis** Was soll werden, wenn das Atomkraftwerk in Gundremmingen zurückgebaut ist? Wie soll der Verlust von Arbeitsplätzen und Wirtschaftskraft zumindest teilweise kompensiert werden? Ein Gaskraftwerk könnte ein Teil der Lösung sein. Zumindest gibt es bei RWE bekanntlich Pläne dafür. Allerdings ist von anderen Investoren auch in Leipheim und auf Gundelfinger Flur ein Reservekraftwerk geplant. Zudem sind die Rahmenbedingungen derzeit so unsicher, dass sich keine der Anlagen momentan lohnen würde.

Nichtsdestotrotz verfolgt RWE seine Pläne weiter, bekräftigt der Konzern auf Anfrage unserer Zeitung. Seit Dezember 2014 laufe ein Verfahren zur Änderung der Bauleitplanung. Derzeit würden die im Scoping-Termin am 26. März festgelegten Gutachten finalisiert. Darüber hinaus führe RWE Sondierungsgespräche beispielsweise mit Gemeinden sowie Grundstückseigentümern und stelle Auskunftsgesuche bei Behörden und Unternehmen, etwa Gas- und Stromnetzbetreibern. Um die Bevölkerung möglichst früh zu beteiligen, solle es Anfang November einen Billigungs- und Auslegungsbefehl im Gemeinderat geben, erklärt das Unternehmen, um dann die Vorentwürfe auszulegen. Zudem sei für Anfang Dezember eine öffentliche Informationsveranstaltung über den aktuellen Planungsstand im Kulturzentrum geplant.

Die Konzepte für Gundremmingen und Gundelfingen müssen sich auch nicht in die Quere kommen. Denn die beiden Nachbarkommunen und Lautingen haben sich darauf verständigt, sich nicht gegenseitig zu blockieren, sondern im Rahmen eines „Energiedreiecks“ zusammenzu-

arbeiten. Wie Gundelfingens Geschäftsstellenleiter Heinz Gerhards erklärt, gebe es Signale, dass auch die konkurrierenden Anbieter „eine Zusammenarbeit suchen“.

Gundremmingens Bürgermeister Tobias Bühler ist jedenfalls nach wie vor „sehr am Gaskraftwerk interessiert“, denn es würde zumindest einige Arbeitsplätze sichern. Die Wirtschaftsförderungsgesellschaft des Landkreises hätte am liebsten einen Mix aus Jobs für Niedrig- und Hochqualifizierte sowie eine Mischung aus Verwaltung und Forschung – Hauptsache, es gebe möglichst viele Arbeitsplätze auf dem Gelände. Letztlich sei aber vieles,

„Darüber machen wir uns noch keine Gedanken.“

Sabine Lutz, Bürgermeisterin Grafenheinfeld

was dort entstehen könnte, an bundespolitische Entscheidungen zur Zukunft der Energieversorgung in Deutschland gekoppelt. Und das mache die Planungen schwierig.

Während es im Landkreis zumindest noch etwas Zeit gibt, sich vorzubereiten, steht die Gemeinde Grafenheinfeld im unterfränkischen Kreis Schweinfurt bereits unter größerem Druck, da das dortige Atomkraftwerk Ende Juni stillgelegt wurde. Finanziell habe die Anlage den Ort aber schon länger nicht mehr beflusst, sagt Bürgermeisterin Sabine Lutz: Seit ein paar Jahren sei keine Gewerbesteuer mehr gezahlt worden. „Durch die Internationalisierung der Konzerne konnten sie gute gegen schlecht laufende Kraftwerke verrechnen“, erklärt sie. Doch da klar war, dass einmal der Tag X komme, sei immer mit Weitblick investiert worden. Die Gebäuden in der Gemeinde hätten dennoch bereits angehoben werden müssen – auf ein für andere Orte normales Ni-

veau, wie Lutz betont. Kritik daran habe es kaum gegeben.

Ohnehin sei die Abschaltung des Kraftwerks in Grafenheinfeld zuletzt kein großes Thema gewesen. Zu einer Bürgerversammlung speziell dazu seien nicht mehr Leute gekommen als an anderen Terminen. Auch von den Handwerksbetrieben habe sie noch keine Klagen gehört, die viele Aufträge im AKW gehabt hätten. „Ich dachte, das würde sie härter treffen“, sagt die Bürgermeisterin. Für die Vereine würden die Zeiten nun aber schwerer, weil sie für die mobile Bühne der Gemeinde jetzt etwas zahlen müssen. Früher sei das ein kostenloser Ser-

vice gewesen. Wie das Gelände genutzt werden soll, weiß Lutz nicht. „Darüber machen wir uns noch keine Gedanken.“ Jetzt gehe es darum, zu erreichen, dass aus dem Zwischen-kein Endlager wird.

Planungen auf die lange Bank zu schieben ist für das rheinland-pfälzische Müllheim-Kärlach bei Koblenz hingegen keine Option gewesen. Das dortige Kraftwerk war nur kurz am Netz. Es wurde zwar lange betriebsbereit gehalten, die Chance, dass es wieder in Betrieb geht, war allerdings aus rechtlichen Gründen stets gering. Seit 2004 wird es nun zurückgebaut. „Wir mussten uns also früh damit auseinandersetzen, das zu kompensieren“, sagt Bürgermeister Uli Klöckner. Mit dem großen Gewerbesteuereinkommen hat, sei ein gutes zweites Standbein geschaffen worden. „Wir wussten ja nie, wann das endgültige Aus kommt.“ Zu den besten Zeiten flossen fast 90 Prozent der Einnahmen durch das AKW in

die Kreisumlage, sagt Klöckner. Betreiber RWE habe pro Jahr bis zu zehn Millionen Euro an Aufträgen vergeben. Das und die Kaufkraft der Angestellten sei dann komplett weggefallen – was auch für die Region einen nicht unerheblichen Schaden bedeute. Die Nachnutzung des Geländes sei deshalb essenziell.

Lange habe RWE zwar versichert, den Standort erhalten zu wollen, etwa mit einem Kohlekraftwerk – „das war nicht vermittelbar“ – oder einem mit Gas betriebenen – was wiederum nicht wirtschaftlich genug ist. Daraus wurde nichts und nach dem Rückbau nur eine grüne Wiese zu haben, lag nicht im Inte-

„Ich kann jeder Gemeinde nur empfehlen, frühzeitig die Weichen zu stellen.“

Uli Klöckner, Bürgermeister Müllheim-Kärlach

resse der Stadt. Das endgültige Aus für das AKW kam zwar bereits im Jahr 2000, doch erst im vergangenen Jahr fiel die Entscheidung über die Nachnutzung. „Ich kann daher jeder Gemeinde nur empfehlen, nicht zu lange zu warten, sondern frühzeitig die Weichen zu stellen“, betont Klöckner. Eine Entsorgungsfirma hat das Gelände rund um den Kühlturm gekauft und will dort ein großes Recyclingzentrum aufbauen. Ein so bedeutender Steuerzahler wie RWE wird sie aber wohl kaum werden. „Wir hätten uns ohne das AKW vieles nicht leisten können und sind schuldenfrei. Unser Grundproblem in der Zukunft wird aber sein, diese Infrastruktur zu erhalten.“

Im Landkreis Günzburg jedoch sind die Verantwortlichen bislang vor allem auf die Idee vom Gaskraftwerk fokussiert – und die Entwicklung des früheren Militärfliegerplatzes in Leipheim. Weiterführende Pläne für Gundremmingens Kraftwerksgelände scheint es nicht zu geben.

Der ehemalige Landtagsabgeordnete und frühere Töpfermeister Bürgermeister Johannes Strasser hingegen hat hingegen Ideen, wie er sagt. Schon 1990 habe er sich mit dem Thema befasst, weil alles einen großen Vorlauf benötigte, aber Interesse daran habe es in der Öffentlichkeit nicht gegeben. Damit Gundremmingen und die Donauregion nicht zu einer Atommüllhalde werden, regt er nun erneut an, ein Energieforschungszentrum aufzubauen, das an die Hochschule und Universität Augsburg angebunden sein sollte – zumal RWE kein Interesse an einer anderen Nutzung des Areals habe, was der Konzern unserer Zeitung auch bestätigt.

Mit dem Präsidenten der Hochschule gab es sogar schon ein Gespräch dazu, doch mehr als Gedankenspiele kamen dabei nicht heraus, heißt es in Augsburg. Schließlich hänge viel von den Nutzungsmöglichkeiten des Standorts ab, etwa was die Strahlung angeht, und der Finanzierung. Und auch der Sprecher der Universität, Klaus P. Prem, betont: „Die Idee, in Gundremmingen ein Energieforschungszentrum zu etablieren, scheint bestehend. Um sich allerdings irgendwie dazu äußern zu können, ob eine etwaige Beteiligung der Universität Augsburg möglich und sinnvoll wäre, müsste man vor allem Konkretes über die angelegte inhaltliche Ausrichtung eines solchen Zentrums wissen.“ Es braucht also Klarheit, wo der Bund energiepolitisch hin will. Und auch Kommunalpolitiker mit Visionen für die Zeit nach der Atomkraft.

## Es ist schon jetzt Zeit für Ideen

Debatte Warum Pläne für das Kraftwerksgelände nicht zu lange auf sich warten lassen dürfen

VON CHRISTIAN KIRSTGES

redaktion@gundemmer-zeitung.de

Die Gemeinde Gundremmingen und der Landkreis Günzburg leben schon lange gut vom Atomkraftwerk. Und auch viele Menschen, die direkt dort angestellt sind oder dafür Aufträge erledigen. Es wird ein Einschnitt sein, wenn die

Anlagen stillgelegt werden – und erst recht, wenn sie zurückgebaut sind. Alle Beteiligten haben großes Glück, dass es bis dahin noch ein längerer Prozess ist und erst einmal weiter gut qualifizierte Leute gebraucht werden. AKW-Betreiber, Bürgermeister und Verantwortliche im Landkreis werden auch nicht müde, das zu betonen. Sie haben zwar recht damit – doch das allein reicht nicht.

Mitunter entsteht der Eindruck, dass mancher wichtige Entsch-

eidungen für die Zukunft auf die lange Bank schiebt, wenn mantrachtig wiederholt wird, alle hätten ja noch Zeit. Natürlich bringt es nichts, alles bis ins Detail vorzubereiten, ohne zu wissen, wie lange der Rückbau dauern und ob das Gelände danach überhaupt verfügbar sein wird. Das darf aber auch kein Hindernis dafür sein, zumindest Ideen zu entwickeln. An denen mangelt es bislang allerdings. Zumindest sind bis auf das mögliche Gaskraftwerk keine Visionen er-

kennbar. Sich allein darauf zu verlassen wäre jedoch sträflich. Schließlich weiß niemand, ob die Rahmenbedingungen je wieder so sein werden, dass überhaupt jemand die Anlage bauen wird.

Dass es aber seine Zeit dauert, einen Standort zu entwickeln, lässt sich im Landkreis Günzburg selbst gut erkennen. Ende 2008 endete auf dem damaligen Fliegerhorst in Leipheim die militärische Nutzung. Ein Jahr später wurde der Zweckverband gegründet. Mitte

des folgenden Jahres konnte das Gelände erworben werden. Und mit dem Kindesstuhlersteller Britax Römer wurde erst jetzt der wohl bedeutendste neue Arbeitgeber gefunden. Wer einwirft, die Fliegerhorst-Schließung sei nicht so vorerbereit gewesen wie das Aus für das AKW sei, daran erinnert, dass das Ende der Bundeswehr-Ära Jahre vorher absehbar gewesen ist.

Dabei darf auch nicht vergessen werden, dass erst einmal eben die Arbeitsplätze kompensiert werden

müssen, die durch den Abzug des Militärs verloren gegangen sind. Die beim Kraftwerk kommen noch dazu. Und selbst in Müllheim-Kärlach, wo keiner mehr mit einer Reaktivierung der Anlage rechnen und sich lange auf die Zukunft vorbereiten konnte, hat die Entwicklung des Areals gedauert.

Es ist also schon jetzt an der Zeit, sich Gedanken zu machen. Auch wenn gerade Kommunalpolitiker mitunter gerne in kürzeren (Wahl-) Abständen denken.

# Energiecoaches sparen Strom

**Der Landkreis ist Vorreiter in Sachen Umweltfreundlichkeit. Die Redaktion will dahinter nicht zurück stehen. Die Energiewende ist seit Jahren ein beherrschendes Thema für die Zeitung.**

## Eine Chance für die Wirtschaft vor Ort

Unsere Redaktion greift das Thema Energiewende immer wieder auf. 2012 erschien Folge 1 einer Serie, die zunächst lose fortgesetzt wurde. Im vergangenen Jahr wurde die Serie zu einem der redaktionellen Schwerpunkte 2015 gemacht. Mitarbeiter der Redaktion griffen die unterschiedlichsten Aspekte der Energiewende vor Ort auf. Ziel der Serie, die weitergeführt wird, ist die Verdeutlichung und Erläuterung von Auswirkungen der Energiewende im lokalen Bereich. Wenn wir zeigen, was Energiewende im engeren Lebensumfeld bedeutet, können

die Menschen Verständnis entwickeln. Wir untersuchen Chancen und Risiken und befragen Akteure zu Ergebnissen und Beweggründen. Die Redaktion will aufzeigen, dass Energiewende die Angelegenheit eines Jeden sein kann und muss. Energiewende kann durch Energieeinsparen, Benutzung energiefreundlicher Geräte oder Beachtung von Energiespartipps im privaten Bereich verwirklicht werden. Energiewende ist eine Chance für Wirtschaftsbranchen vor Ort. Im ländlichen Bereich wie am Obermain betrifft dies auch die Land- und Forstwirtschaft.

Energiewende ist aber auch Sache der Lokalpolitik und der öffentlichen Hand. Der Landkreis Lichtenfels ist durch seine seit Jahren schon forcierte „grüne“ Umweltpolitik, aber auch durch besondere Aktionen wie die „Sonnentage“ sowie durch starke Förderung von Solar-, Bio- oder Elektrotechnik ein Vorreiter in Oberfranken, was Umweltfreundlichkeit betrifft. Auch dies war ein wesentlicher Grund für die Redaktion, die Serie Energiewende vor Ort zu forcieren.

*Dr. Roger Martin*



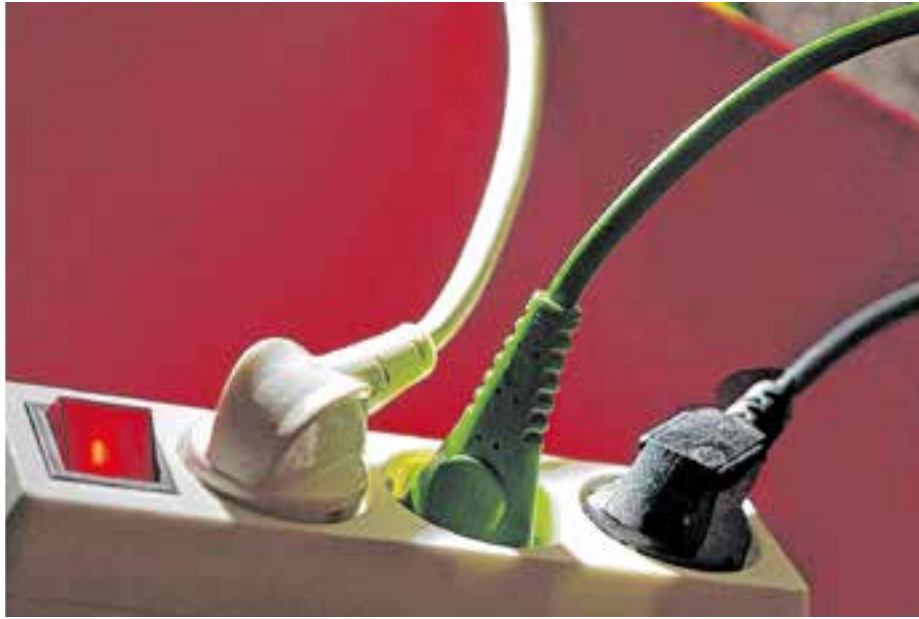
Sie drehen sich und drehen sich und drehen sich: Tag und Nacht liefern die sieben Windräder bei Seubersdorf saubere Energie ins deutsche Stromnetz. FOTOS: DROSSEL

## Wo aus Luft elektrischer Strom wird

*Friedbert Weiß und Werner Bienlein sind stolz auf den Windpark Seubersdorf – Erster im Landkreis*

### Noch Fragen?

Dr. Roger Martin, Redaktionsleitung, Telefon: 09571/788-16, E-Mail: roger.martin@obermain.de



**Energie aus der Steckdose:** Strom ist lebensnotwendig. Die Frage, wie Strom erzeugt werden soll, wird heute zum Glück viel differenzierter diskutiert. Die Energiewende steht für intelligenteren und umweltschonenderen Energiegewinnung. Energiecoaches wollen den Städten und Gemeinden beibringen, wie man Energie und damit auch Stromkosten sparen kann.

FOTO: JENS KALANE/DPA

## Für die Energiewende trainieren

Michelau und Marktgraitz sind heuer beim Förderprogramm „Energiecoaching“ dabei

Von unserer Mitarbeiterin  
**THERESA MAX**

**MICHELAU/MARKTGRAITZ** Sie ist eine globale Herausforderung für das 21. Jahrhundert. Sie steht für das Ziel, eine nachhaltige Energieversorgung aufzubauen, die sich von fossilen Energieträgern wie Kohle, Erdöl oder Erdgas löst und die Nutzung erneuerbarer Energien vorantreibt: Die Energiewende. Besonders kleine Gemeinden stehen angesichts dieser Aufgabe oftmals noch ganz am Anfang. Um den Kommunen in den Bereichen Energieeffizienz und Energieeffizienz Nachhilfe zu geben, hat die Bayerische Staatsregierung ein Projekt ins Leben gerufen: Das „Energiecoaching“. Nach Bad Staffelstein, das im vergangenen Jahr an einem Pilotprojekt teilnehmen durfte, sind heuer die Orte Michelau und Marktgraitz in ein auf zwei Jahre angelegtes Förderprogramm aufgenommen worden.

*„Es fehlt Michelau leider noch an konkreten Konzepten zur Mitgestaltung der Energiewende. Dafür erhoffen wir uns Vorschläge von unserem Energiecoach.“*

**Norbert Eiser,**  
Verwaltungsleiter Michelau

Energiecoaching ist eine Initialberatung kleiner und mittelgroßer Gemeinden zu Handlungsmöglichkeiten für die Umsetzung der Energiewende vor Ort. So erhalten die interessierten Kommunen mithilfe eines so genannten Energiecoaches einen Überblick über die Möglichkeiten zur Umsetzung der Energiewende vor Ort.

Dabei betrachtet der Experte zusammen mit den Kommunen ausgewählte öffentliche Gebäude und erarbeitet an deren Beispiel Vorschläge für Energieeffizienzmaßnahmen und den Einsatz erneuerbarer Energien. Vorteil des Energiecoachings ist, dass der Freistaat Bayern die Leistungen des Energieberaters

finanziell fördert. „Michelau ist sehr froh über die Möglichkeit der Teilnahme beim Energiecoaching“, erzählt Norbert Eiser, Leiter der Hauptverwaltung in Michelau. Die Gemeinde hatte nach ihrer Bewerbung im November Anfang des Jahres die Zusage für das Programm bekommen. „Für die energetische Beratung haben wir zwei öffentliche Gebäude ausgewählt: Die Johann-Puppert-Mittelschule in Michelau und die Grundschule in Schwüritz.“ Nach der Analyse der Gebäude mit Energiecoach Markus Ruckdeschel von der Kulmbacher Energieagentur Nordbayern, erhoffte man sich gute Vorschläge für Energieeffizienzmaßnahmen.



„Durch das hohe Alter und die energetische Problematik der Liegenschaften erwarten wir eine deutliche Verbesserung des Ist-Zustandes“, so Eiser. „Die Handlungsempfehlungen des Energieberaters müssen für Michelau allerdings finanziell umsetzbar sein.“ Bei welchen Dingen es in der Gemeinde noch „hakt“, wisse man eigentlich selbst, sagt Eiser.

Deshalb habe man sich vor zwei Jahren schon einen groben Überblick geschaffen und kleinere Renovierungen des Rathauses zugunsten einer besseren Energieeffizienz eingeplant. „Es fehlt Michelau leider noch an konkreten Konzepten zur aktiven Mitgestaltung der Energiewende. Dafür erhoffen wir uns Vorschläge unserem Energiecoach.“

### Konkrete Empfehlung von Experten

In Marktgraitz laufen bereits erste Vorbereitungen für das Energiecoaching. Der Bürgermeister hat erste Gespräche mit dem Energiecoach Alexander Burkel von der Energieagentur Nordbayern geführt.

„Der Coach wird uns in den nächsten Monaten begleiten und hoffentlich wertvolle Tipps zur Umsetzung der Energiewende vor Ort geben“, so Rathaus-

chef Jochen Partheymüller. Das kommunale Gebäude, das er Bürgermeister und Burkel im Zuge des Energiecoachings betrachten werden, steht schon fest: „Wir haben unser Rathaus ausgewählt, weil wir selbst wissen, dass es dort Bedarf für Energieeffizienzmaßnahmen gibt“, so Partheymüller.

„Natürlich wissen wir grundsätzlich, wo der Schuh drückt“, so der Bürgermeister weiter. „Wir haben selbst schon einige Ideen, wie wir die Energiewende umsetzen können.“

### Über Wasserkraftwerk nachgedacht

So möchte Marktgraitz eine neue energieeffiziente Heizzentrale für das Rathaus und benachbarte Gebäude einrichten. Außerdem habe man über ein drittes, für die Öffentlichkeit nutzbares Wasserkraftwerk nachgedacht. Eine weitere Option wäre ein Solarpark über den Dächern vor Marktgraitz. „Energie durch Windkraft fällt bei uns in Marktgraitz leider weg - wir haben keine kommunalen Vorrangflächen zum Bau eines Windkraftwerkes.“

Zahlreiche Ideen habe die Stadt Marktgraitz bereits im Vorfeld des Energiecoachings diskutiert. Von Energiecoach Burkel erhoffe man sich aber ebenfalls konkrete Handlungsempfehlungen für die öffentlichen Gebäude. „Ich denke mit der Unterstützung des Energieexperten sind einige Verbesserungen möglich“, so Jochen Partheymüller.

### Erfahrungen in Bad Staffelstein

Bad Staffelstein hat bereits im Jahr 2012 am Pilotprojekt „Energiecoaching“ teilgenommen. „Das Fazit, was wir aus diesem Projekt ziehen können, ist durchweg positiv“, sagt Wolfgang Hoerath von der dortigen Stadtverwaltung. Er erzählt, dass Energiecoach Markus Ruckdeschel das Rathaus in Bad Staffelstein intensiv auf energetische Probleme hin untersucht habe.

„Danach hat die Stadt in Zusammenarbeit mit Ruckdeschel einen Behebungsbericht erstellt, der umsetzbare Energieeffizienzpotenziale und Verbesserungsvorschläge an der Liegenschaft enthalten hat.“ Dabei habe der Coach die denkmalschutzbedingten

Vorgaben des Baus aus dem Jahre 1685 sehr gut mit einbezogen.

„Wir haben auf Empfehlung unseres Energiecoaches die gesamte Beleuchtung im Rathaus auf LED-Leuchtmittel umgestellt.“ Des Weiteren habe Ruckdeschel eine Isolation des Dachbodens und eine neue Heizung empfohlen. „Das Projekt Heiztechnik hat große Priorität - diese Investition möchten wir in naher Zukunft umsetzen.“

*„Es ist wichtig,*

*die Kommunen grundsätzlich für das Thema Energiewende zu sensibilisieren“*

**Wolfgang Hörath,**  
Geschäftsführer Stadtverwaltung  
Bad Staffelstein

„Es ist wichtig, die Kommunen grundsätzlich für das Thema Energiewende zu sensibilisieren“, ist Hoeraths Meinung zum Energiecoaching. Die kleinen umgesetzten Maßnahmen seien zwar lediglich Mosaiksteine im großen Ganzen. Doch zeige die Teilnahme am Energiecoaching ein eindeutiges „Ja“ der Kommunen zur Energiewende, da sie doch mit einigen Vorbereitungen für das Projekt verbunden ist.

### Energiecoaching

Zielgruppe des Energiecoachings sind insbesondere Gemeinden, die sich bislang aus personellen oder finanziellen Gründen noch nicht intensiv mit der Energiewende in der Kommune beschäftigen konnten. Ziel des Energiecoachings ist es, den Gemeinden ein möglichst ganzheitliches, auf die individuellen Bedürfnisse der jeweiligen Gemeinden abgestimmtes Grundkonzept bereitzustellen. Dabei wird ein Überblick über den energetischen Ist-Zustand der Gemeinde erarbeitet sowie Vorschläge für Umsetzungsmaßnahmen vorgestellt und priorisiert. Bereits vor Ort bestehende Einzelmaßnahmen werden in das Gesamtkonzept eingebunden.

# Wochenmärkte und Hofläden sind beliebter denn je

**165 Seiten widmet die Zeitung dem Thema Ernährung und ihren Produzenten. Die Texte fördern das Bewusstsein für gute, unverfälschte, heimische Ware.**

## Regional, saisonal und bio soll es sein

Die Deutschen stellen ihre Einkaufslisten immer stärker nach den Begriffen regional, saisonal und bio zusammen. Ein Trend, den Ernährungswissenschaftler mit Freude registrieren: Das Bewusstsein für gute, unverfälschte und heimische Ware wächst.

Diese erfreuliche Entwicklung war dem SÜDKURIER eine große Serie wert – mit 165 Seiten. Und am Ende brachte die Gemeinschaftsaktion zwischen Mantel, Vertrieb, Marketing und allen Lokalteilen 600 befristete Abos.

Über acht Wochen nahmen wir acht Lebensmittel-Kategorien gründlich unter die Lupe: Gemüse, Getreide und Brot, Obst, Bier, Fisch, Wein, Fleisch und Wurst, Milch und Käse – immer dienstags, donnerstags und samstags. Wobei die Lokalredaktionen dienstags und samstags die Themen stark regional einfärbten. In Donaueschingen beispielsweise erschienen andere Texte als in Friedrichshafen oder in Konstanz.

Dienstags porträtierten wir auf einer Doppelseite im Lokalen Menschen und Betriebe, die vor Ort das jeweilige Lebensmittel produzieren.

Populärwissenschaftlich wurde die Serie donnerstags im Mantel auf der Doppelseite „Leben und Wissen“ mit Themen wie diesen: Was Gemüse alles (heilen) kann.

- Dinkel und Einkorn erobern die Backstuben.
- Der Apfel ist unsere liebste Frucht vor Bananen und Orangen.
- Tricks, wie die Schaumkrone auf dem Bier am besten steht.

In Text-Einspaltern „Stimmt es, dass...?“ wird Ernährungsmythen auf den Grund gegangen (nein, Spinat sollte man nicht aufwärmen, nein, Fleisch muss nicht scharf angebraten werden, damit sich die Poren schließen, denn Fleisch hat gar keine Poren).

Ein gesellschaftskritischer Ansatz stand samstags in den Lokalteilen im Mittelpunkt. Wir hinterfragten Tierhaltung, Monokulturen oder den Einsatz von Spritzmitteln auf unseren Blickpunktseiten. In den Mittelpunkt aller Folgen rückte Wissenswertes zu den jeweiligen Lebensmitteln – transportiert über Menschen aus der Region. Es kamen Bauern, Winzer, Bierbrauer, Fischer, Ökotrophologen und Verbraucher zu Wort.

*Stefan Lutz, Chefredakteur*

### Noch Fragen?

Torsten Geiling, stv. Chefredakteur und Heimatchef, Telefon: 07531/999-1510, E-Mail: [torsten.geiling@suedkurier.de](mailto:torsten.geiling@suedkurier.de)



# Käse ist das, was man draus macht

**Aufgetischt:** Der Untermühlbachhof hat aus sinkenden Milchpreisen die Tugend der Käse-Herstellung gemacht und ist heute Demeter-Demonstrationsbetrieb

VON ROLAND SPRICH

Der Untermühlbachhof liegt idyllisch in einem kleinen Seitental in Peterzell. 1984 zogen mit Hans-Hartwig Lützwow und seiner Frau Anke und einer weiteren Familie nicht nur neue und engagierte Pächter auf den damals 130 Jahre alten Schwarzwaldhof. Es hielt auch eine neue, damals noch wenig verbreitete Philosophie des ökologischen Landbaus Einzug auf den Hof, der 1990 bis auf die Grundmauern niedergebrannt ist. Lediglich der alte Gewölbekeller überstand den Brand unbeschadet und bildet bis heute die Grundlage für einen wesentlichen Erwerbszweig. In dem Gewölbekeller reift der in der eigenen Käseerei hergestellte Käse.

**Aufgetischt!** Während viele Landwirte sich in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder mit sinkenden Milchpreisen auseinandersetzen mussten, hatten die Lützwows schon damals den Gedanken, nicht einfach den Rohstoff Milch ihrer damals zehn Kuhplätze abzuliefern. „Wir hatten die Idee, Milch zu veredeln“, erinnert sich Hans-Hartwig Lützwow. Was damals auch der finanziellen Situation geschuldet war. „Wir mussten fehlendes Kapital durch Arbeit ersetzen.“ Soll heißen, dass der Verkauf der Milch niemals ausgereicht hätte, um die Familie zu ernähren und den Hof zu unterhalten.

Mit ihrer Philosophie vom ökologischen Landbau sind die Betreiber des Untermühlbachhofs bis heute erfolgreich. Auf dem elf Hektar großen Gelände werden alte Getreidesorten angebaut, die Biotopflächen, die nicht mit Kühen beweidet werden dürfen, werden von Schafen gepflegt. Seit 2009 ist der Untermühlbachhof ein Demeter-Demonstrationsbetrieb für nachhaltige Landwirtschaft. Auch ist die Käseherstellung auf dem Biohof weit bekannt. Immer wieder kommen Studenten und angehende Landwirte hierher, um die Käseherstellung zu lernen. Viel Arbeit und viel Verantwortung, die die Lützwows aus Überzeugung gerne auf sich nehmen.

Nach wie vor eine der wichtigsten Ertragsquellen ist die Heißkäseerei. Zwei Mal pro Woche wird in der Milchammer hinter dem Kuhstall die Milch zu Bergkäse verarbeitet. Das ist harte Arbeit, die neben fachlichem Können auch enormes Fingerspitzengefühl erfordert. Rund 150 Liter Milch werden jeweils im Kupferkessel erwärmt, dann Lab-Ferment zugesetzt, das das Eiweiß von der Molke trennt. Der so genannte Käsebruch wird mit der Käseharfe zerteilt. Je kleiner die Bruchstücke, desto härter wird später der Käse. Die feste Masse wird in Laibe gepresst. Auf dem Untermühlbachhof verkommt nichts. Die Molke, die immer noch reichlich Nährstoffe enthält, bekommen später die Schweine vorgesetzt.

Im Gewölbekeller reift der Käse dann zwischen sechs Wochen und zehn Monaten heran. Dabei wird er regelmäßig mit einer Lauge mit Rotschmierbakterien eingeschnitten, die in dem Gewölbekeller vorhanden sind. Dadurch erhält der Käse seine Rinde und seinen ty-



Bernhard Zeidler ist der Käseexperte auf dem Untermühlbachhof. Zwei Mal pro Woche wird hier die Milch zu Käse verarbeitet. Hier durchkämmt Zeidler mit der Käseharfe den Käsebruch. Je kleiner der Bruch, desto fester wird später der Käse. BILDER: ROLAND SPRICH



Erika Stehlikova hat Lebensmittelherstellung studiert. Auf dem Untermühlbachhof lernt sie explizit die Käseherstellung in der Praxis.

## Die Serie

Was essen wir? Wer produziert unsere Lebensmittel? Und was erwarten die Verbraucher in unserer Region? Im Rahmen der großen Herbstserie „Aufgetischt“ geht die Redaktion des SÜDKURIER einem Thema auf den Grund, das alle beschäftigt. In jeder der acht Wochen geht es an dieser Stelle und in den Lokalteilen am Dienstag, Donnerstag und Samstag aus verschiedenen Blickwinkeln um ein ganz bestimmtes Lebensmittel:

- Ab 6. Oktober: Gemüse
- Ab 13. Oktober: Getreide und Brot
- Ab 20. Oktober: Obst
- Ab 27. Oktober: Bier
- Ab 3. November: Fisch
- Ab 10. November: Wein und Schnaps
- Ab 17. November: Fleisch und Wurst
- Ab 24. November: Milch und Käse



Mit Maden oder als Spray: Wir stellen die verrücktesten Käsesorten der Welt vor. Und: Die Serie als eBook  
[www.suedkurier.de/genuss](http://www.suedkurier.de/genuss)

pisch würzigen Geschmack.

Die Idee, lieber den fertigen Käse zu verkaufen als die rohe Milch abzuliefern, hat für den Landwirt, der sich mittlerweile weitgehend aus dem Tagesgeschäft zurückgezogen hat, auch noch

## „50 Cent für Milch wären angemessen“



Bernhard Bolkart, Kreisverbandsvorsitzender des badisch-landwirtschaftlichen Hauptverbandes BLHV, im Gespräch über Nord-Süd-Gefälle und einen fairen Milchpreis

**Wie sehen Sie das Geschäftsmodell von Landwirten, ihre Milch zu Käse zu veredeln, anstatt den Rohstoff Milch für einen geringen Erlös abzugeben?**  
Das ist natürlich gut, weil damit ein regionales Produkt hergestellt wird und das eine erhöhte Wertschöpfung ist. Es kann aber nicht jeder Landwirt machen. Das kommt auf die Betriebsgröße an. Großbetriebe können die erzeugte Milch gar nicht so weiterverarbeiten.

**Woran liegt es, dass es die Landwirte im Süden, gerade auch im Schwarzwald, gegenüber ihren norddeutschen Berufskollegen schwerer haben?**  
Das sind ganz klar geografische Nachteile. Das liegt einerseits an der Flursplittung, die Landwirte müssen mehrere kleine Flächen bewirtschaften statt einer großen Fläche. Die Bewirtschaftung der hügeligen Landschaften erfordert zudem Spezialmaschinen, was ebenfalls dazu beiträgt, dass die Herstellung von Futter und Silage teurer wird.

**Was wäre Ihrer Ansicht nach ein fairer Milchpreis, mit dem die Milchbauern ihre Kosten decken und davon auch leben könnten?**  
Das ist schwer zu sagen, weil unsere landwirtschaftlichen Betriebe eine extrem breite Spanne haben. Aber ich denke, 50 Cent wären ein angemessener Preis.

FRAGEN: ROLAND SPRICH

# Von wegen Giftspritze

**Aufgetischt:** Chemiecocktail oder Hausmittel – eine Bio-Obstbäuerin und ein konventioneller Produzent erzählen, was sie auf ihre Apfelplantagen sprühen

VON ANNA-MARIA SCHNEIDER

**Kreis Konstanz** – Im hinteren Teil von Reinhard Honsel's Hof in Litzelstetten gibt es eine kleine Kammer. An der Tür hängt ein Warnschild, welches auf die giftigen Substanzen im Inneren aufmerksam macht. Drinnen angekommen, steht da ein fast leeres Regal mit einigen Kanistern, davor liegen ein paar Säcke. „Jetzt am Ende der Saison ist es hier drin natürlich leer. Viele Mittel müssen gerade während der Blüte gespritzt werden“, erklärt der Obstbauer. Honsel steht in seiner Kammer mit Pflanzenschutzmitteln. Der Ort, dem Pestizide, Fungizide und Herbizide (siehe Anhang) stehen, die er für seinen Obstbaubetrieb mit rund 16 Hektar benötigt. Aber ist das alles pures Gift? Für Honsel sind es nützliche Mittel, manche in sehr hoher Dosis natürlich gesundheitsschädlich, andere für Mensch und Umwelt völlig harmlos, mit denen er ein Produkt herstellt, welches auf dem Markt bestehen kann.

Nur löst die Wortendung –zide bei vielen Verbrauchern Unbehagen. Gespritztes Obst ist weniger gesund. Gespritztes Obst muss gründlich gewaschen werden, ansonsten ist es schädlich. Jedes Kind hat diese Sätze schon gehört. Reinhard Honsel schmunzelt bei diesen Aussagen. „Ich wasche meine Äpfel nicht. Nur vielleicht die, die direkt an der Straße wachsen“, sagt er. Um jährlich eine relativ gleichmäßig ertragreiche und planbare Ernte zu erhalten, seien Pflanzenschutzmittel unerlässlich. Was den Obstbauern hingegen manchmal ärgert, sei der Irrglaube vie-

## Die Serie

Was essen wir? Wer produziert unsere Lebensmittel? Und was erwarten die Verbraucher in unserer Region? Im Rahmen der großen Herbstserie „Aufgetischt“ geht die Redaktion des SÜDKURIER einem Thema auf den Grund, das alle beschäftigt. In jeder der acht Wochen geht es an dieser Stelle und in den Lokalteilen am Dienstag, Donnerstag und Samstag aus verschiedenen Blickwinkeln um ein ganz bestimmtes Lebensmittel:

Ab 6. Oktober: Gemüse  
Ab 13. Oktober: Getreide und Brot  
**Ab 20. Oktober: Obst**  
Ab 27. Oktober: Bier  
Ab 3. November: Fisch  
Ab 10. November: Wein und Schnaps  
Ab 17. November: Fleisch und Wurst  
Ab 24. November: Milch und Käse



Wo in der Region wird welches Obst angebaut? Wir zeigen es Ihnen in einer interaktiven Grafik.  
[www.suedkurier.de/genus](http://www.suedkurier.de/genus)

ler Verbraucher, ein Bio-Betrieb greife gar nicht zur Sprühanlage. „Die spritzen ihr Obst genauso wie wir. Sie benutzen einfach andere Produkte. Und wenn man es genau nimmt, dann sprühen sie sogar häufiger als wir“, sagt Reinhard Honsel.

Dem stimmt Barbara Mayer aus Wahlwies zu. 2010 hat sie den Familienbetrieb auf den biologischen Anbau umgestellt. Es sei eine „ideologische Entscheidung“ gewesen, wie sie sagt. Die Natürlichkeit ihrer Äpfel und Birnen liegt ihr am Herzen. Die 31-Jährige engagiert sich für die Aufklärung der Bevölkerung. Sie möchte von Bio überzeugen und ist selbst überzeugt. Doch obwohl sie in ihrem Obstbau-Betrieb auf Chemikalien verzichtet, gehört das Versprühen von Fungiziden und Pestiziden zu ihrem Alltag. „Ich würde am liebsten gar nichts auf die Bäume sprühen, aber das geht leider nicht“, sagt die 31-Jährige. Die natürlichen Gegner der Äpfel sind zahlreich: Schorf, Feuerbrand, Blattläuse, der Apfelwickler und Mäuse sind nur einige, die im Lauf eines Jahres dem Apfel nicht nur optisch schaden können, sondern ihn auch komplett ungenießbar machen. „Der Verbraucher greift nur nach dem Schönen, das ist

einfach menschlich“, sagt sie. Pflanzenschutzmittel helfen ein Produkt zu schaffen, welches sich verkaufen lässt. „Ansonsten könnte ich ausschließlich Most-Obst vertreiben“, sagt sie.

Was sie auf ihre rund 16 Hektar Anbaufläche sprüht, unterscheidet sich nur bedingt von den Produkten in Honsel's Kammer. Im Bio-Anbau sind vor allem Salze, Metalle oder andere natürliche Stoffe im Einsatz, die durchaus auch giftig sein können. „Der wohl größte Unterschied ist, dass wir im Bio-Anbau keine Herbizide verwenden“, erklärt die 31-Jährige. Der Streifen direkt unter den Obstbäumen muss frei von Gras und anderen Pflanzen gehalten werden. Ansonsten nisten sich Mäuse ein, die die Wurzeln des Baumes angriffen und diesen sogar sterben lassen können. Im Bio-Anbau wird das Gras mit einer Maschine entfernt. Im konventionellen Anbau darf ein Unkrautmittel auf den Boden.

In Reinhard Honsel's Kammer findet sich auf vielen Flaschen und Kanistern das Bio-Logo. Hefe gegen Feuerbrand, Pflanzenextrakt des Niebbaums gegen Läuse und Netzschwefel gegen Schorf – alles auch für den biologischen Anbau zugelassen. „Wir überlegen uns genau,

was und wie viel wir sprühen“, sagt Honsel. Die Dosierungsempfehlung der Hersteller versucht er stets zu unterschreiten. Wird für ein Fungizid empfohlen, 600 Gramm pro Hektar zu verwenden, arbeitet Honsel mit 100 Gramm. Dafür legt er viel mehr Wert auf den richtigen Zeitpunkt des Einsatzes. Trocken, windstill, Blütephase – achte man auf all das, könne man jede Menge Pflanzenschutzmittel einsparen, sagt Honsel. Komplet auf Bio umzustellen sei jedoch keine Option für ihn.

Dass Barbara Mayer häufiger als ihre Kollegen spritzen muss, liege an der Wirksamkeit der Produkte, erklärt sie. Manches werde schneller durch UV-Strahlung abgebaut, wasche sich bei Regen schneller ab und müsse deswegen häufiger aufgetragen werden. „Wir haben kaum Breitband-Mittel, die universal einsetzbar sind. Wir müssen unseren Gegenspieler gut kennen, um ihn zu treffen“, sagt die Obstbäuerin.

Und dafür greift die Bio-Industrie auch auf bewährte Hausmittel zurück: Molke und Knoblauchextrakt gegen Mehltau, eine Art von Pilzbefall, oder gegen Spinnmilben. Oder Chrysanthemextrakt gegen Insekten. Auch besondere Viren oder Nützlinge werden im Bio-Anbau als Pflanzenschutz benutzt. „Das ist alles sehr teuer und zeitaufwändig“, sagt Mayer. Aber für ihre Überzeugung und ihre Pflanzen nimmt sie die Mehrarbeit gerne in Kauf. Die Überzeugung von dem biologischen Anbau hatte sie vor fünf Jahren auch ihren Vater mitgeteilt. Entweder der Familienbetrieb wird Bio oder die Tochter steigt aus. Sie hat den Wechsel nie bereut.

**Worterklärung:** Fungizide sind Stoffe, die das Wachstum von Pilzen und deren Sporen verhindern oder stören; Pestizide bekämpfen, töten oder vertreiben schädliche Tiere; Herbizide werden gegen das Wachstum unerwünschter Pflanzen eingesetzt



„Ich würde am liebsten gar nichts auf die Bäume sprühen, aber das geht leider nicht.“

Barbara Mayer, Obstbäuerin aus Wahlwies



Reinhard Honsel, Obstbauer aus Litzelstetten, in seiner Apfelplantage. Zum Schutz seiner Früchte vor Pilzen und Schädlingen benutzt er sowohl biologische als auch chemische Mittel. BILD: ANNA-MARIA SCHNEIDER

## „Für den Verbraucher dürfen keine Gefahren bestehen“



**Stefan Kunz**, Geschäftsführer der Firma Bio-Protec, hat zusammen mit der Universität Konstanz ein biologisches Pflanzenschutzmittel entwickelt.

### Herr Kunz, wie wirkt das von Ihnen entwickelte Pflanzenschutzmittel?

Der Wirkstoff sind Hefepilze der Art *Aureobasidium pullulans*, die mit bestimmten Erregern auf der Pflanze im Raum und Nährstoffe konkurrieren. Das funktioniert sehr gut in den Blüten gegen Feuerbrand und auch auf Früchten gegen Lagerfäulen.

**Wie wird ein Pflanzenschutzmittel entwickelt? Wie lange dauert die Testphase?**  
Zum einen muss man erst mal die passenden Mikroorganismen haben. Diese stammen in unserem Fall aus einem Forschungsprojekt der Uni Konstanz, welches schon Anfang der 90er-Jahre lief. Diese beiden Hefestämme, die jetzt

in dem Mittel enthalten sind, wurden aus etwa 500 Isolaten ausgesucht. Um eine wirtschaftliche Produktion zu entwickeln, hat es etwa zwei Jahre gedauert. Dann haben wir noch mal drei Jahre für die Versuche für die Zulassung gebraucht, um zu beweisen, dass es wirksam und ungefährlich für Mensch und Tier ist.

### Was wurde gegen Feuerbrand benutzt, bevor diese Hefe entdeckt wurde?

Gegen Feuerbrand wurde Streptomycin eingesetzt, also ein Antibiotikum. Wobei man sagen muss, den Feuerbrand gibt es in Süddeutschland erst seit 1994. Als Feuerbrand auftrat, wurden sofort Projekte, auch staatlich geförderte, gestartet, um ein besseres Gegenmittel zu finden.

### Waren die Mittel früher giftiger?

Ja, in den letzten Jahrzehnten sind viele bedenkliche, breit wirksame Pflanzenschutzmittelwirkstoffe aufgrund von Anwender- und Verbraucherschutz verboten und durch selektive Wirkstoff-

fe ersetzt worden. Das Obst muss so produziert werden, dass für den Verbraucher keine Gefahren bestehen. Bei den eingesetzten Mitteln kennt man genau die Abbaueiten, wie lange sie auf dem Obst nachweisbar sind. Landwirte müssen sich an die Wartezeiten halten. Das heißt, zwischen der letzten Behandlung und der Ernte muss so viel Zeit vergehen, dass diese Rückstände auf ein Maß reduziert sind, die nicht mehr gesundheitsschädlich sind.

### Geht auch beim Pflanzenschutz der Trend hin zu Bio?

Unsere biologischen Pflanzenschutzmittel haben nur einen Tag Wartezeit. Das heißt, die Äpfel können am Tag nach der Behandlung geerntet werden. Chemische Fungizide haben Wartezeiten von sieben, 14 oder 21 Tagen. So lange hängt der Apfel schutzlos am Baum. Also greifen auch viele Landwirte, die nach den Richtlinien der integrierten Produktion (konventioneller Anbau) wirtschaften, zu biologischen Mitteln. (ans)



# Vom Erzeuger direkt auf den Markt

**Aufgetischt:** Was im Mittelalter einziger Bezugspunkt für Waren war, verbindet heute den Einkauf mit einem Treffen im Stadtzentrum: der Wochenmarkt. Auch Hofläden werden zunehmend beliebt. Betreiber sprechen über Hintergründe, Chancen und Herausforderungen.

VON ISABELLE ARNDT

Die Verantwortlichen von Wochenmärkten in der Region sind sich einig: Ein Markt belebt die Innenstadt und gehört zur Grundversorgung. Die Form wandelt sich mit der Kundschaft: Längere Öffnungszeiten und veränderte Termine sollen die Attraktivität sichern. Während in Überlingen und Friedrichshafen das Erfolgsrezept weitgehend gefunden scheint, ist der Blick andernorts aber wenig optimistisch.

Mira Krane ist Pfüllendorfs Innenstadtbefragte und versucht seit Jahren, den Wochenmarkt zu stärken. Denn am Dienstag bieten fünf Stände ihre Waren an, samstags ist es nur einer – ein Teufelskreis, weniger Stände bedeuten weniger Kunden. „Der Samstagvormittag ist kein Tag mehr, den man frei zur Verfügung hat“, erklärt sich Krane die Entwicklung. „Wir haben viel versucht, um an die Eigenverantwortung der Pfüllendorfer zu appellieren“, sagt sie, doch man könne nur bis zu einem gewissen Punkt mitgestalten. Zum neuen Jahr wird sie aber wieder um Stände werben.

In Überlingen ist gelungen, woran Pfüllendorf arbeitet. „Man trifft sich auf dem Markt“, sagt Dagmar Schaub als Verantwortliche seitens der Stadt. Unter den Besuchern seien viele Jahrelange Stammgäste, ergänzt Herbert Schob, Sprachrohr der Händler und Betreiber eines Käsestands. Überlingen ist ein beliebter Platz und Termin, die Warteliste zählt 70 Standbetreiber. „Ein ständiger Wechsel würde den Markt aber kaputt machen“, sagt Schob. In Friedrichshafen ist das dagegen Programm: Die Besucher bewerben sich jährlich neu.

Der Überlinger Markt verändert sich an anderer Stelle. Seit einigen Jahren schließt er um 14 Uhr, damit Kunden auch während der Mittagspause einkaufen können. „Wir müssen uns anpassen, sonst verliert der Markt“, sagt Schaub. Dabei müsse auch die Kommunikation zwischen Händlern und Stadt stimmen. Die Höhe der Standmiete, die hier jährlich etwa 800 Euro kostet, wird aber akzeptiert – in Pfüllendorf kostet der Stand keine Miete, doch was für Händler zählt, ist Umsatz. „Die Standgelder dienen uns zur teilweisen Deckung der Kosten“, erklärt Friedrichshafens Marktmeister Florian Anger. Dort wurde die Erhöhung der Standmiete 2013 diskutiert – die erste Erhöhung seit 1996, wie Anger betont. Ein funktionierender Markt sei auch wegen des traditionellen Marktrechts wichtig: „Diese besondere Auszeichnung prägte Friedrichshafen mit.“ Tra-



Herbert Schob ist mit seinem Käsestand das Sprachrohr des Überlinger Wochenmarkts.



Erich Pfliegerhaas ist jeden Tag damit beschäftigt, seinen Hofladen zu bestücken.



„Wie mit Hofläden müssen Landwirte Sparten suchen, wo der Weltmarkt weniger zählt.“



„Wir müssen uns anpassen, sonst verliert der Markt.“

ditionell ist auch die Vielfalt von Angebot und Händlern – die meisten stammen aus der Region und nur wenige haben lange Anfahrten.

„Bei Wochenmärkten und Hofläden ist der Landwirt selbst an der Preisfindung beteiligt und kann sicher gehen, dass er nicht drauflegt“, erklärt Holger Stich die Vorteile der Direktvermarktung. Stich ist Geschäftsführer des ständigen Bezirks Stockach des Badischen Landwirtschaftlichen Hauptverbands. Und Hofläden sind längst mehr als ein kleiner Stand am Wegesrand. Und es sind viele: 107 Hofläden listet die Internetagentur Symbew für den Bodenseekreis auf ihrer Seite [laden-bauernladen.info – und das sind vermutlich nicht alle. „Viele Bauern tauchen im Internet nicht auf“, erklärt Inhaber Bodo Schrudi. Dass sich das ändert, ist auch Ziel der Landwirte.](http://www.hof-</a></p>
</div>
<div data-bbox=)

Der Hofladen von Erich Pfliegerhaas in Markdorf-Ortsteil Ittendorf-Reute hat sich über zwei Jahrzehnte entwickelt. „Man muss interessanter werden, um einen gewissen Umsatz zu bringen“, sagt er. An der Bundesstraße sei das einfacher als im etwas abgelegenen Weiler, bei ihnen zählen mehrlinge Besuche und Empfehlungen. Stich sagt: „Das zeugt vom Bekanntheitsgrad eines Betriebs und dem Vertrauen in das Produkt.“

Und je einzigartiger das Produkt, desto besser. Die Pfliegerhaas konzentrieren sich etwa auf Beeren: „Viele haben gedacht, dass ich spinne“, erzählt Pfliegerhaas von den Anfängen. Heute sind die Früchtchen wichtiges Alleinstellungsmerkmal, die Fläche des Gewächshauses hat sich auf 6000 Quadratmeter verzehnfacht. Bei Antonie Gierer aus Langengen-Oberdorf ist es das Brot, das sie von anderen Höfen abhebt, dafür steht sie ab drei Uhr morgens in der Backstube.

In beiden Hofläden findet sich aber ein umfassendes Sortiment aus Eigenkreationen und Zukäufen. Pfliegerhaas und Gierers beschäftigen außerdem inzwischen mehrere Angestellte. Laut Stich zeigt das die aktuelle Herausforderung: „Wie mit Hofläden müssen Landwirte Sparten suchen, wo der Weltmarkt weniger zählt.“ Was dabei immer zählt, die Auflagen des Veterinäramts. Nährstoffanalyse dürfen nicht fehlen und auch wenn die Marmelade nur noch Fruchttaufstrich genannt werden darf, müssen die Hofladenbetreiber reagieren wie jeder große Supermarkt auch. „In den letzten Jahren ist das mehr geworden“, sagt Gierer über den organisatorischen Aufwand. Für Josef Hänslers aus Wald-Walbertsweller bei Pfüllendorf hat der Vertrieb inzwischen sogar die Produktion weitgehend ersetzt. „Das meiste ist aus der Region angekauft“, sagt er. „Die Vermarktung braucht immer mehr Zeit und wir können nicht auf den Märkten sein, während wird anbauen.“

Ob Wochenmarkt oder Hofladen, einen Arbeitstag mit acht Stunden kann keiner der dort Beschäftigten. Auch ein klassisches Wochenende fehlt. „Es ist ein komplett anderes Leben“, sagt Erich Pfliegerhaas. „Und es steckt viel Arbeit dahinter“, bestätigt Antonie Gierer, bis der Kunde im Hofladen oder auf dem Wochenmarkt das regionale Produkt kaufen kann.

Alle Folgen der Serie „Aufgetischt“ sowie weitere Informationen zum Thema: [www.suedkurier.de/genuss](http://www.suedkurier.de/genuss)



Klaus Weckerle-Brodman aus Überlingen-Andelshofen setzt auf den Überlinger Wochenmarkt als wichtiges Standbein. Während in Überlingen kaum ein Wechsel stattfindet, müssen sich Standbetreiber in Friedrichshafen jährlich bewerben. BILDER: ISABELLE ARNDT



## Neue Vertriebsformen: Der Lebensmittelautomat

Tradition trifft Moderne, wenn ein Automat einen Hofladen ergänzt. Vorerorts wird der automatisierte Direktvertrieb bereits genutzt, die Gründe sind unterschiedlich.

► **Die Idee:** Josef Hänslers aus Wald-Walbertsweller bei Pfüllendorf sah das Konzept in Form eines Milchautomaten und entschloss sich rasch zum Kauf, um sein Angebot rund um die Uhr verfügbar zu machen. Bei Antonie Gierer vom gleichnamigen Hof in Langengen-Oberdorf dauerte der Entscheidungsprozess vier Jahre: „Die große Frage war immer, ob die Leute das annehmen“, sagt sie. Daher haben sie mit einem eigenen Häuschen auch die Umgebung einbezogen.

► **Die Funktionsweise:** Ähnlich einem Snackautomat, wie er an Bahnhöfen steht, hat jedes Produkt eine Nummer und fällt nach Tastendruck sowie



Mareike Hänslers am Fruchtomat ihrer Eltern in Wald-Walbertsweller. BILD: PRIVAT

Bezahlung in den Einkaufskorb. Die Betreiber füllen regelmäßig auf. „Ich geucke jeden Tag, ob was fehlt“, sagt Hänslers. Und Gierers füllen zwischen drei und fünf Mal pro Tag auf.

► **Die Vorteile:** „Ich weiß ganz genau, dass jeder Kunde zahlt“, sagt Antonie Gierer spontan. Aber auch die Hygiene sei ein großer Pluspunkt, denn so hat sicher noch niemand die Äpfel oder Beeren berührt. Beide Betreiber schätzen die zeitliche Unabhängigkeit. „Das läuft sehr gut, sobald die Geschäfte zu haben“, sagt Hänslers. Und der Automat sei eine Möglichkeit, die gelegentliche Warteschlange zu umgehen, erzählt Gierer.

► **Das Fazit:** „Ich würde ihn nie mehr hergeben“, sagt Antonie Gierer. Der Automat sei in den vergangenen vier Jahren ein wichtiges Standbein geworden, daher habe sich der hohe Kostenaufwand von rund 30 000 Euro gelohnt. Auch Hänslers schätzt die Ergänzung seines Hofladens und das nicht nur, weil er das ein oder andere Sonntagsfrühstück retten kann.

# Wenn das Auto zum rollenden Computer wird

**Was Digitalisierung ist und wie sie das Arbeits- und Wirtschaftsleben in der Region verändert, erläutert die 9teilige Serie mit vielen Beispielen.**

## Wie Digitalisierung die Wirtschaft verändert

Das Auto ist ein rollender Computer, die Produktion im Walzwerk der Salzgitter AG steuern Spezialisten mit IT-Kenntnissen – die Digitalisierung verändert unser Leben grundlegend. So gegenwärtig der Begriff auch ist, bleibt er doch abstrakt. Was Digitalisierung ist und wie sie das Arbeits- und Wirtschaftsleben verändert, erläuterte eine neunteilige Serie der Wirtschaftsredaktion unserer Zeitung.

Dabei ging es zunächst um eine grundlegende Einführung in die Welt der Nullen und Einsen. Vor allem aber ging es um die Änderungen, die nahezu alle Bereiche der Wirtschaft erfasst haben, und die noch längst nicht am Ende sind. Welche neuen Berufe gibt es bei Volkswagen? Wie hat sich der Golf seit den ersten digitalen Schritten 1986 entwickelt? Wo werden sich Roboter durchsetzen? Wie funktioniert eine Stahl-Warmbandstraße mit mehreren tausend Sensoren? Leicht verständliche Antworten darauf gaben die Kolleginnen und Kollegen des Wirtschaftsressorts. Auch das Thema Einkaufen griffen sie mit Blick auf den regiona-

len Handel, aber auch die Global Player wie Amazon auf. Die Beispiele zeigten, dass dieser Wandel sehr unterschiedlich und nicht für alle positiv ist. Erreichbarkeit per Smartphone war ebenso ein großes Thema wie die Gefahr durch Online-Wirtschaftsspione.

Digitalisierung muss genauso gelernt werden, wie die technischen Revolutionen zuvor. Dies machte auch der letzte Teil der Reihe deutlich: „Der gläserne Mensch ist schon da“ lautete die Überschrift – und der Artikel zeigte, dass die meisten Menschen freiwillig Daten herausgeben. Jeder ist seines Glückes Schmied – und die meisten sind sich gar nicht bewusst, welche Kettenreaktion es bedeuten kann, wenn etwa kleine Grenzen überschritten werden. So spannte die Serie den Bogen vom Allgemeinen, Erklärenden, über Entwicklungen in Unternehmen zu jedem Einzelnen – und war damit extrem nah an der Lebensrealität unserer Leser.

*Armin Maus, Chefredakteur*

### Noch Fragen?

Andreas Schweiger, Ressortleiter Wirtschaft, Telefon: 0531/3900-317, E-Mail: andreas.schweiger@bzv.de



# Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



## 400 Rechner steuern das Walzwerk

Die Salzgitter AG hat die Produktion längst digitalisiert. Die Technik ermöglicht Produktvielfalt bei hoher Qualität.

**Unser Leser**  
Aber nicht bei mir  
schreibt auf unserem Internetselbst:

Demnächst werden dutzende Milliarden Geräte von Industriemaschinen bis zur Zahnbürste über das Internet vernetzt.

Zum Thema recherchierte  
Andreas Schweiger

**Salzgitter.** Das, was unser Leser beschreibt, ist keine Zukunftsvision mehr. In modernen Industrieunternehmen sind die Produktionsprozesse längst digital gesteuert und vernetzt. Um zu erleben, wie sich eine Fertigung funktioniert, besuchten wir die Salzgitter AG.

Es brummt, es rumpelt, es faucht, es vibriert. Hinzu kommen Schwaden von Wasserdampf. Der Besuch des Warmwalzwerks der Salzgitter Flachstahl GmbH in Salzgitter ist für Außenstehende auf den ersten Blick so etwas wie die Reise in das Innere eines Vulkans.

Herz des Walzwerks ist die Warmbandstraße – eine mehrere hundert Meter lange Produktionslinie von Öfen, Walzgerüsten – das sind die eigentlichen Walzanlagen –, Kühlstrecke und Haspeln. Die Haspeln wickeln den gewalzten Stahl zu Rollen – den sogenannten Coils – auf. Mit bis zu 20 Metern pro Sekunde rauscht der Stahl durch die Fertigstaffel, die aus sieben Walzgerüsten besteht.

Ganz zu Beginn der Straße waren die Stahlblöcke – Brammen genannt – noch bis zu 25 Zentimeter dick. Bei jedem Durchgang wird das glühende Metall etwas flacher gewalzt – bis zu 1,5 Millimeter. Am Ende des Verfahrens entstehen die Coils, die weiterverarbeitet werden und aus denen zum Beispiel Automobilkarosserieteile, Waschmaschinengehäuse, Pipellennetze oder Dach- und Wandelemente gefertigt werden. „Täglich laufen bis zu 12 000 Tonnen Stahl durch die Anlage“, erläutert Gerd Baresch, Werksbereichsleiter Technischer Service, Energie und Umweltschutz.

So reichhaltig das Walzwerk wirkt – gesteuert wird es von modernster digitaler Technik. Sie



„Täglich laufen bis zu 12 000 Tonnen Stahl durch die Anlage“

**Gerd Baresch,** Werksbereichsleiter Technischer Service, Energie und Umweltschutz



Erkan Turhan (von links), Jenny Freuwört und Özgün Yenigün überblicken vom Leitstand aus das Walzwerk der Salzgitter AG.



Blick auf die Warmbandstraße.

steuert zum Beispiel dafür, dass heute nur wenige Mitarbeiter des Stahlkonzerns direkt an der Anlage arbeiten. Stattdessen sitzen die Facharbeiter in Leitständen. Der zentrale Leitstand ist über eine Stahltrappe zu erreichen, von ihm aus kann die gesamte Halle samt Walzstraße überblickt werden. Wie in einem Flughafen tower reilt sich dort oben Computer-Monitor an Computer-Monitor. Die Bildschirme zeigen Zahlenkolonnen, Tabellen, Kurven.

Aus ihnen können Fachassistent Eduard Palgan und seine Kollegen Erkan Turhan, Özgün Yenigün und Jenny Freuwört, die bei unserem Besuch Dienst haben, ablesen, ob die Walzstraße nach Plan arbeitet. Ihre Aufgabe ist es, Unregelmäßigkeiten aus dem riesigen Datenvolumen herauszufiltern und somit Fehler zu vermeiden oder abzustellen.

Wie groß die eingehende Datenmenge ist, zeigen folgende Zahlen: Im Zuge der Digitalisierung wurde die Warmbandstraße mit mehreren tausend Sensoren ausgerüstet. Sie zeichnen über 120 000 Produktionsdaten in Echtzeit auf. Verarbeitet werden die Daten von mehr als 400 Rechnern. Im Leitstand laufen die Daten schließlich zusammen. Baresch fügt noch ein beeindruckendes Beispiel hinzu: „Sollten heute die erfassten Daten ausgedruckt werden, so würden wir täglich mehr als zwei Tonnen Papier und 500 Aktenordner benötigen.“

Das Walzwerk wurde nicht in einem großen Schritt digitalisiert. Der heutige Stand der Technik ist

das Resultat einer Entwicklung, die vor 42 Jahren begonnen hat. „1973 gab es die ersten Automatisierungsschritte. Das waren damals noch isolierte Inselösungen, zum Beispiel für die Steuerung einzelner Maschinen“, erläutert Baresch.

Diese technische Evolution hat auch die Berufsbilder verändert. „Früher waren unsere Starkstromelektriker für die Anlagen zuständig. Dabei kam durchaus mal der Vorschlaghammer zum Einsatz“, berichtet Baresch. Inzwischen sind an die Stelle der Starkstromelektriker die Steuerungselektroniker getreten.

„Sie müssen über das technische Fachwissen für die Sensoren verfügen, können programmieren und die hochkomplexen Anlagen analysieren“, sagt Baresch und fügt hinzu: „Ohne qualifizierte Ausbildung kann die Technik nicht mehr beherrscht werden. Es reicht nicht mehr aus, Arbeitskräfte anzulernen. Früher zählten starke Arme, heute ist es ein großer Kopf.“

Nach seinen Angaben beschäftigt Salzgitter Flachstahl etwa 450 Elektriker und Automatisierungstechniker, hinzu kommen 80 IT-Experten. Diese Computerspezialisten kümmern sich nicht nur um den laufenden Betrieb, sondern müssen gleichzeitig gewährleisten, dass niemand die Steuerungsanlagen und Datenbanken des Stahlkonzerns von außen knacken kann.

Sonst könnte es große wirtschaftliche Schäden, aber auch Imageprobleme geben. „Wir re-

gistrieren täglich Angriffe aus dem Internet, die das Ziel haben, unser Know-how abzusaugen“, sagt Baresch.

Die Digitalisierung der Produktion ist auch bei der Salzgitter AG kein Selbstzweck. Stattdessen hilft die Technik, dass der Stahlkonzern wettbewerbsfähig bleibt. Das gilt nicht nur für die Verringerung der Personalstärke und damit der Personalkosten, für die die Digitalisierung sorgt.

Das gilt auch für die Produkte des Konzerns. Denn die Fertigung von durchschnittlichen Stahlqualitäten wird heute rund um den Globus beherrscht. Die Salzgitteraner hingegen haben mit ihren hochwertigen Spezialstählen Nischen besetzt, in denen es sich bislang vergleichsweise gut wirtschaften und leben lässt.

Zu diesen Stählen gehören besonders dünne und trotzdem hochfeste Güten. Sie werden zum Beispiel von Volkswagen in der Autoproduktion eingesetzt. So lässt sich gegenüber konventionellen Sorten Gewicht einsparen – dadurch wiederum sinken Kraftstoffverbrauch und CO<sub>2</sub>-Ausstoß. Ein wichtiges Verkaufsargument für Autobauer.

„Ohne die digitale Steuerung wäre die Vielfalt an Stählen, die wir produzieren, die Präzision der Fertigung und damit die gleichbleibend hohe Qualität des Materials nicht möglich“, betont Baresch. Denn erst die Vielzahl der Sensoren und Rechner gewährleistet eine gleichbleibend hohe Prozesssicherheit. Durch diese exakte Steuerung wiederum kön-

nen der Energie- und Ressourcenverbrauch auf das Minimum beschränkt werden – und spare dadurch Kosten.

Ein weiterer Vorteil der Digitalisierung sei, dass selbst komplizierteste Produktionsverfahren schon vor dem Errichten einer Anlage durchgespielt werden könnten. „So können frühzeitig Fehlerquellen erkannt und damit Kosten vermieden werden“, sagt Baresch.

Hinzu kommt, dass die digitale Technik die Produktionsabläufe beschleunigt. „Seit 1973 hat sich die Produktionsleistung verdoppelt, die Komplexität der Anlagen hat sich zugleich vervielfacht“, sagt er. Diese Beschleunigung sorgt allerdings dafür, dass die Steuerungstechnik in immer kürzeren Intervallen ausgetauscht werden muss. Baresch: „Alle 12 bis 24 Monate verdoppelt sich die Speicherfähigkeit, spätestens nach sechs bis acht Jahren müssen die Systeme erneuert werden.“

Und die Entwicklung ist noch längst nicht abgeschlossen. „Ich gehe davon aus, dass in zehn Jahren alle Anlagen vollständig digital geplant werden und auch alle Produktionsprozesse vollständig digitalisiert sind“, sagt Baresch. So könne das Unternehmen noch flexibler produzieren und somit noch besser auf die Wünsche seiner Kunden eingehen.

Dass Stahl künftig ganz ohne Menschen produziert wird, das hält Baresch allerdings für sehr unwahrscheinlich. „Der Mensch ist mit seinem Wissen und seiner Erfahrung nicht zu ersetzen.“

### WÖRTERBUCH DER DIGITALISIERUNG

**Bit:** Bit ist die kleinste elektronische Speichereinheit. Acht Bit wiederum sind ein Byte. Aktuelle Rechner für den Hausgebrauch verfügen inzwischen über einen 1-Terabyte-Speicher. Das sind rund eine Billion Bit – in Zahlen 1 099 511 627 776. Der Begriff Bit ist eine Abkürzung und steht für „Binary Digit“, was Binärzahl bedeutet. Damit sind in der digitalen Welt die Zahlen 0 und 1 gemeint, mit denen die elektrischen Befehle Strom an und Strom aus gesteuert werden. Mit den Zahlen 0 und 1 werden die vom Computer erfassten Daten und Informationen, zum Beispiel Fotos oder Musik, in elektrische Befehle zerlegt – sie werden digitalisiert.

**Cloud:** Das Wort heißt Wolke und beschreibt einen Vorgang, bei dem Daten und Informationen außerhalb des eigenen Computers gespeichert werden. Meist wird die Cloud über das Internet erreicht. Bereitgestellt werden Clouds von kommerziellen Anbietern. Die Möglichkeit, Daten auf diesem Weg zu speichern, soll verhindern, dass sie bei einem Absturz oder Defekt des eigenen Computers unwiderruflich verloren gehen. Allerdings muss sich der Nutzer einer Cloud immer darauf verlassen, dass der Anbieter der Cloud nicht auf seine Daten zugreift und sie unrechtmäßig nutzt.

**Internet:** Kurz gesagt ist es eine Datenautostrade – und Voraussetzung für die Digitalisierung. Über das Internet können Daten verschickt und abgerufen werden. Das Internet verbindet private und kommerzielle Computer auf der ganzen Welt. Verbunden sind die Computer über Telefonleitungen. Die Qualität der Leitungen ist mitentscheidend für die Geschwindigkeit des Datenflusses.

**Server:** Wie die meisten Bezeichnungen der digitalen Welt kommt auch dieses Wort aus dem Englischen und bedeutet Diener oder Bedienung. Ein Server kann sowohl ein Computer als auch ein Programm sein. Aufgabe des Servers ist es, Daten an den Client – das heißt Kunde oder Auftraggeber – zu liefern. Ein Beispiel: Besuchen Sie die Internetseiten unserer Zeitung, sind Sie der Client und erhalten unter anderem unsere journalistischen Inhalte vom Server unserer Zeitung.

### In der nächsten Folge lesen Sie

Die Digitalisierung verändert nicht nur die Produktion, sondern auch Berufsbilder. Bei der Entwicklung neuer Ausbildungsinhalte will Volkswagen Vorreiter sein.

# Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



## „Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe“

Die digitale Technik verändert das Arbeitsleben und die Berufsausbildung. Volkswagen entwickelt daher bereits ganz neue Berufsbilder.

**Unsere Leserin d.decas, Böhme** schreibt auf unserer Internetseite:

**Genauso wie die Technik sich weiterentwickelt, müssen zukünftige Arbeitnehmer bereit sein, ständig dazuzulernen!**

**Wolfsburg.** Die Digitalisierung von Produktionsanlagen und der Einzug immer intelligenterer Roboter in der industriellen Fertigung verändern industrielle Arbeit auch bei Volkswagen grundlegend. Wie der Autobauer seine Mitarbeiter auf diesen technischen Wandel vorbereitet und sie qualifiziert, erläutert Ralph Linde im Gespräch mit Andreas Schweiger. Linde ist Leiter der Volkswagen Group Academy, die zuständig ist für die Personalentwicklung und Bildungsarbeit des Volkswagen-Konzerns.

**Herr Linde, wie wirkt sich Digitalisierung auf die VW-Beschäftigten aus?**



**„Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe. Das wird die Berufsausbildung verändern.“**

**Ralph Linde,** Leiter der Volkswagen Group Academy

Wie in anderen Unternehmen auch: Sie wird viele Arbeitsplätze betreffen – in der Fabrik und im Büro. Grundsätzlich ist der Wandel aber nicht neu für uns. Im Karosseriebau in Wolfsburg arbeiten schon heute mehr Roboter als Menschen. Die Veränderung erfolgte seit 1974 in Schüben, und jeder Technikschieb ging mit einem Kompetenzschub einher.

**Welche Veränderungen erwarten Sie konkret?**

Roboter werden immer mehr monotone und belastende Aufgaben übernehmen. Was dies betrifft, wird die Arbeit also einfacher. Zugleich steigen die fachlichen Anforderungen an die Mitarbeiter, denn die Anlagen werden noch komplexer. Wer sie programmiert und instand hält, braucht mehr denn je umfassende Fachkenntnis.

**Verändert sich dadurch die Berufsausbildung?**

Selbstverständlich. Die Digitalisierung durchdringt alle Berufe. Das wird die Berufsausbildung verändern. Auszubildende werden neue berufsspezifische Kompetenzen erlernen. Trotz dieser Veränderungen legen wir großen Wert darauf, dass die Auszubildenden weiterhin handwerkliche Fähigkeiten erlangen. Das Gefühl für das Material und der handwerkliche Umgang damit bleiben unverzichtbar. Die Azubis, die im Sommer starten, fangen bereits mit angepassten Inhalten an. Außerdem hat Volkswagen mit dem Bundesinstitut für Berufsbildung eine Initiative zur Entwicklung neuer Ausbildungsberufe gestartet. Es geht sowohl um neue Inhalte in bestehenden Ausbildungsgängen als auch um neue Ausbildungswege für neue Berufe. Volkswagen will dabei Vorreiter sein. Darüber hinaus arbeiten wir daran, wie Digitalisierung auch das Lernen verändert.



Ein VW-Mitarbeiter setzt im Werk Emden mit einem Laser-Schweiß-Roboter ein Press-Werkzeug instand.

Archivfoto: Vogel/Teubler/Volkswagen/dp

**Nennen Sie bitte ein Beispiel.**

In einem Pilotprojekt haben wir Auszubildenden das Lernmaterial nicht auf Papier gegeben, sondern digital auf einem Tablet-Computer – verbunden mit dem Auftrag, über das Gelernte einen Lehrfilm für die nachfolgenden Azubis zu drehen.

**Was versprechen Sie sich davon?**

Die Auszubildenden haben sich sehr intensiv mit dem Inhalt befasst. Ihre Ergebnisse waren im

Vergleich zu einer Auszubildenden-Gruppe, die weiterhin mit Papiermaterialien gearbeitet hat, merklich besser. Indem sie sich Gedanken machen, wie ein Lehrfilm aussehen soll, setzen sie sich intensiver mit dem Lernstoff auseinander – und einen Film zu drehen, macht auch noch Spaß.

**Und wie bringen Sie den älteren Arbeitnehmern die Digitalisierung näher?**

Wir starten 2015 eine Qualifizierungsinitiative für alle Beschäf-

tigten. Im Volkswagen-Portal vermitteln wir Grundlagenwissen zur Digitalisierung, erläutern dabei Begriffe wie Cloud oder RFID-Code.

In einer zweiten Stufe geht es darum, neue Technologien zu verstehen und die damit verbundenen Möglichkeiten der Vernetzung kennenzulernen. Am Ende geht es darum, wie Digitalisierung bei Volkswagen umgesetzt wird. In der dritten Phase folgt die fachspezifische Qualifizierung in den Berufsfamilien. Da geht es schon um Expertenwissen.

### WÖRTERBUCH DER DIGITALISIERUNG

**Router:** Das englische Wort bedeutet so viel wie vermittelnder Netzwerkknoten oder Vermittlungsrechner. Viele private Haushalte nutzen bereits einen Router. Dieses Gerät ist eine Schnittstelle zwischen zwei getrennten Netzwerken – zum Beispiel dem Internet und dem heimischen Netzwerk, an dem ein oder mehrere Rechner angeschlossen sind. Der Router empfängt die Daten und vermittelt sie an das entsprechende Gerät weiter. Das kann per Kabel geschehen, aber auch völlig drahtlos.

**W-LAN:** Auch dieses Kürzel kommt aus dem Englischen und steht für Wireless Local Area Network. W-LAN ist also ein kabelloses lokales Netzwerk, das die drahtlose Übermittlung von Daten ermöglicht. Viele Verbraucher nutzen W-LAN zu Hause, um ihren Rechner per Funk mit dem Router zu verbinden und so ohne lästigen Kabelsalat ins Internet zu kommen oder zum Beispiel drahtlos auf externe Festplatte zuzugreifen zu können.

**Betrifft das auch die Mitarbeiter in der Produktion?**

Ja, dort sprechen wir vor allem die Meister an. Eine Stärke von VW ist das hohe Ausbildungsniveau der Facharbeiter. Dieses Niveau wollen wir ausbauen. Deshalb haben wir zum Beispiel auch das Modell der dualen Ausbildung in Deutschland weltweit auf alle Standorte übertragen. Generell gilt: Die Kompetenz der Facharbeiter wird weiter zunehmen und enger mit den Kompetenzen der Ingenieure zusammenrücken.

## Roboter – Die Kollegen für die sehr anstrengenden Arbeiten

Auch Volkswagen setzt immer mehr und immer intelligentere Maschinen ein. Sie sollen die Kosten senken und die Mitarbeiter entlasten.

Von Andreas Schweiger

**Wolfsburg.** Mit der Digitalisierung der industriellen Produktion verfolgt Volkswagen gleich mehrere Ziele. Dabei geht es zwar auch darum, Kosten zu senken, aber nicht nur. Zugleich sollen die immer „intelligenteren“ Roboter den Menschen die körperlich besonders belastenden Arbeiten abnehmen. Und der Einsatz der Roboter soll die Auswirkungen des demografischen Wandels und damit des drohenden Mangels an Fachkräften lindern.

Die Lohnkosten in der deutschen Autoindustrie sind deutlich höher als die in anderen Ländern. VW-Personalvorstand Horst Neumann nannte der „Welt am Sonntag“ ein Beispiel. So zahle die deutsche Autoindustrie mehr als



VW-Personalvorstand Horst Neumann.

Archivfoto: Peter Steffen/dpa

40 Euro die Stunde, in Osteuropa würden elf Euro gezahlt, in China würden es zehn Euro. Um wettbewerbsfähig zu bleiben, werden daher in der Produktion in

Deutschland immer mehr Maschinen eingesetzt. Die Kosten nach Angaben Neumanns zwischen drei und sechs Euro je Stunde. Die Folge: „Der verstärkte

Einsatz von Robotern bedeutet, dass wir in einem oder zwei Jahrzehnten weniger Mitarbeiter in Deutschland haben werden“, sagte Neumann.

Dennoch müsse bei Volkswagen niemand Angst um seinen Arbeitsplatz haben. „Der Glücksfall, dass die Babyboomer in Rente gehen, erlaubt es uns, ergonomisch ungünstige Arbeitsplätze abzubauen, ohne Mitarbeiter zu entlassen“, sagte er.

Weil Volkswagen in den 1970er Jahren überdurchschnittlich viele Mitarbeiter eingestellt habe, sei wiederum die Zahl der Menschen, die VW zwischen 2015 und 2030 verlassen, außergewöhnlich hoch. Deutschlandweit würden in diesem Zeitraum im VW-Konzern etwa 32 000 Menschen mehr in Rente gehen als im langjährigen

Durchschnitt. Um die Abgänge aufzufangen, müsste VW jährlich 10 000 neue Mitarbeiter einstellen.

Allerdings würden die Mitarbeiter, die in Rente gehen, wegen der zunehmenden Automatisierung nicht voll ersetzt. Neumann: „Deshalb haben wir die Möglichkeit, Menschen durch Roboter zu ersetzen und trotzdem in bisherigem Umfang Nachwuchskräfte einzustellen.“

Der zunehmende Einsatz von Maschinen biete zugleich die Gelegenheit, die Mitarbeiter von besonders anstrengenden Arbeiten zu entlasten. „Wir haben bisher alles getan, um Arbeitsplätze am Band so gut wie möglich ergonomisch zu gestalten. Es gibt aber Tätigkeiten wie Innenraum- oder Überkopparbeiten, die belastend

sind und bleiben. Wenn wir künftig die Chance haben, ergonomisch ungünstige Arbeit ganz abzuschaffen und sie Robotern zu überlassen, sollten wir dies tun“, sagte Neumann.

Sorgen, dass die Maschinen den Menschen komplett aus der Produktion verdrängen, hält er für unbegründet. „Eine menschenleere Fabrik ist auf absehbare Zeit kein realistisches Ziel.“

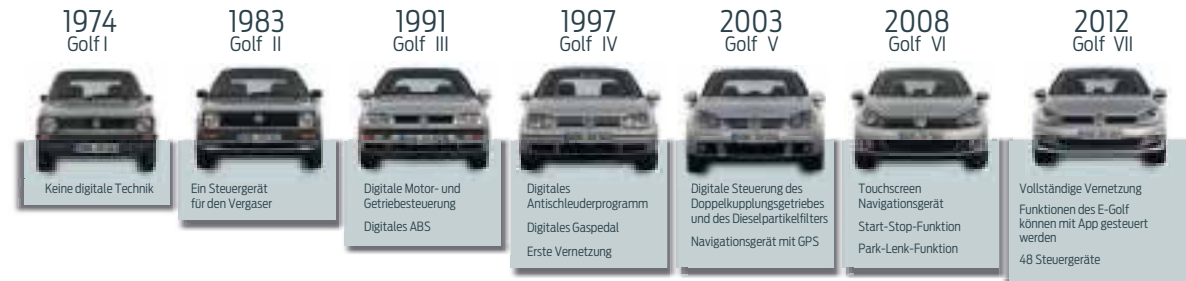
### In der nächsten Folge lesen Sie

Die Digitalisierung bringt ganz neue Produkte hervor, etwa Smartphones. Technik aus der vor-digitalen Zeit muss sich anpassen, um nicht zu verschwenden. Zum Beispiel der Golf.



# Digitale Welt

So verändert Digitalisierung unsere Wirtschaft



## Der Golf – ein Auto wird zum rollenden Computer

Seit 1986 digitalisiert Volkswagen sein prominentestes Modell. Die Entwicklung ist längst noch nicht abgeschlossen.

**Unser Leser**  
**lothar**  
schreibt auf unseren Internetseiten:

**„Ich freue mich jetzt schon auf die Digitalisierung fürs Auto. Da wird es immer mehr Unfälle geben.“**

Dazu recherchierte  
**Andreas Schweiger**

**Wolfsburg.** Genau das, was unser Leser befürchtet, soll die Digitalisierung – also das elektronische Erfassen, Verarbeiten und Speichern von Daten und Informationen – nicht auslösen. Im Gegenteil: Dank digitaler Technik soll das Autofahren sicherer, aber auch komfortabler und umweltfreundlicher werden. Die Digitalisierung des Autos ist keine Vision, sie hat längst begonnen und ist weit fortgeschritten, wie das Beispiel des VW-Golf zeigt.

### 1986 – Der Golf wird digital

Zwar ist Digitalisierung dank immer intelligenterer Technik und damit immer engerer Vernetzung der Anwendungen eines der bestimmenden Themen unserer Zeit und verändert auch den Automobilbau grundlegend. Allerdings ist die Technik nicht über Nacht vom Himmel gefallen. Die Anfänge reichen weit zurück – auch im Golf.

Frei von digitaler Technik war nur die erste Generation. Und die zweite Generation war schon in ihren besten Jahren, als ihr 1986 das erste digitale Steuergerät eingeführt wurde. „Den Ausschlag gab damals die Einführung des Abgas-Katalysators“, berichtet Hanno Jelden, der bei VW die Hauptabteilung Antriebselektronik leitet. Dank des Steuergeräts ließ sich der Vergaser des Golf digital und damit in einer bis dahin nicht möglichen Präzision steuern. Das wiederum war die Voraussetzung dafür, dass der Katalysator seine Aufgabe erfüllen konnte: das Reinigen der Abgase.

Damit dies reibungslos funktioniert, müssen sich Kraftstoff und Luft in einem ganz bestimmten und stabilen Mischungsverhältnis befinden, dem Lambda-Wert 1.

Mit den Benzin-Einspritzsystemen der Folgejahre wurde diese Technik von VW weiter verfeinert und alle Benzin-Motoren mit digitalen Steuergeräten und zusätzlichen Sensoren ausgestattet.

1991 endet die Ära der Vergaser. Seitdem versorgen fortlaufend weiterentwickelte Einspritzanlagen die Benzin-Motoren und ab 1993 auch die Dieselmotoren mit Kraftstoff – die digitale Steuerung wurde zum Standard.

### 1991 – Digital wird normal

Der nächste Schritt der digitalen Evolution des Golf folgte 1991 mit der dritten Generation. Nicht nur der Motor wurde digital gesteuert, sondern erstmals das Vierstufen-Automatikgetriebe. Das Getriebe-Steuergerät „Digimat“ leitete seine Steuerbefehle vor allem aus Drehzahl, Last und Temperatur des Motors ab. „Für die Motor- und Getriebesteuerung wurden damals knapp 20 Sensoren eingesetzt“, erläutert Axel Heinrich, der die VW-Hauptabteilung Systemintegration und Energiesysteme in der Elektrik- und Elektronik-Entwicklung leitet. Auch der Digimat sollte dazu beitragen, den Verbrauch zu senken.

Die 1995 präsentierte „Fuzzy-Logik“ verwendete in der Steuerung des Automatikgetriebes erstmals Informationen, die aus dem Verhalten des Fahrers ermittelt werden. Die Automatik passte sich also dem Fahrstil an.

Mit dem Golf 3 wurde die digitale Motor-Steuerung ausgeweitet – erstmals gab es sie ab 1993 für Die-

sel-aggregate mit Direkteinspritzung. Wieder sollte der Verbrauch gesenkt werden. Jelden: „In LKW gab es zwar schon die direkte Diesel-Einspritzung auf Basis mechanischer Einspritzsysteme. Allerdings war sie für PKW zu laut und zu ruppig.“ Erst die digitale Technik habe diese Technik für Autos kultiviert.

Im Golf 3 wurde eine Kerneigenschaft der Digitalisierung erkennbar – sie beschleunigt die technische Entwicklung stark. Und damit beschleunigte sich die Digitalisierung des Golf. In der dritten Generation gesellte sich zur Motor- und Getriebesteuerung erstmals ein digital gesteuertes Antiblockiersystem der Bremsen sowie eine Steuerung für den Airbag. Im Cockpit platzierte VW erste digitale Instrumente. Auch wenn die Tempoanzeige noch analog war, die Information zur Fahrgeschwindigkeit wurde digital übermittelt. Digitale Technik erhöhte nun also auch Sicherheit und Komfort.



**„Den Ausschlag gab die Einführung des Abgas-Katalysators.“**

**Hanno Jelden**, leitender Entwickler bei Volkswagen



**„Wir experimentieren mit Sprach- und Bewegungsbedienung.“**

**Axel Heinrich**, leitender Entwickler bei Volkswagen

Die Ansicht des Golf 7 zeigt die Datenleitungen der digitalen Vernetzung. 48 Steuergeräte und eine Vielzahl von Sensoren sollen den Kraftstoffverbrauch des kompakten Wolfsburgers optimieren sowie Sicherheit und Komfort erhöhen.



Datenaustausch ermöglichte.

### 2003 – komplette Vernetzung

Im Golf 5 wurden alle 30 Steuergeräte miteinander vernetzt. Ein Ziel blieb neben mehr Sicherheit und Komfort die Optimierung des Kraftstoffverbrauchs und damit die Senkung des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes. „Wurde die Klimaanlage angeschaltet, erhielt der Motor die Information, die zusätzlich benötigte Energie zum Antrieb des Klimakompressors zu liefern – und zwar ohne Einbußen bei der Antriebsleistung“, sagt Heinrich.

Neu waren unter anderem ein Navigationsgerät mit Satellitensteuerung (GPS) und das Doppelkupplungsgetriebe. „Dafür mussten zwei Kupplungen sehr exakt überlappend gesteuert werden, das wäre ohne digitale Regelung nicht möglich gewesen“, sagt Jelden. Das galt auch für den Dieselpartikelfilter, der im Golf 5 erstmals eingesetzt wurde.

### 2008 – Golf mit Touchscreen

Was Apple-Kunden von ihrem Smartphone kannten, bot nun auch der Golf 6: die Bedienung einiger Elemente durch einen Fingerwisch, etwa das Touchscreen-Navigationsgerät. Hinzu kamen neue digitale Assistenzsysteme, um zum Beispiel das Anfahren am Berg zu erleichtern, eine Rückfahrkamera und das automatische Einparken mittels des Park-Lenk-Assistenten. Die digitale Start-Stopp-Funktion half, den Kraftstoffverbrauch zu senken.

### 2012 – Infos von der Außenwelt

Die siebente Generation ist durch und durch digital mit einer Vielzahl von Sensoren und 48 Steuer-

geräten. „Neu an diesem Golf ist, dass er erstmals mit der Außenwelt kommuniziert“, erläutert Heinrich. Online-Traffic, also aktuelle Staunformationen informieren den Fahrer über die Verkehrssituation. So lassen sich Ausweichempfehlungen noch präziser bestimmen. Zudem werden Anfragen über Routenziele online über die Google-Online-Suche gelistet und ins Auto übermittelt.

Bei der Elektroversion des Golf 7 lassen sich die Klimaanlage und das Laden der Batterie über eine App fernsteuern. Zugleich können zentrale Daten – zum Beispiel der Ladezustand der Batterie – über die App abgerufen werden.

### Die Zukunft ist digital

Wie kaum ein anderes Auto wächst der Golf seit seiner Einführung vor 41 Jahren mit der jeweils neuen Technik. Diese Entwicklung endet keineswegs mit der jüngsten Generation. Längst befassen sich die VW-Ingenieure mit neuen Fragestellungen. Wie der Golf der Zukunft aussehen könnte, zeigt die Studie Golf Touch.

„Wir experimentieren mit Sprach- und Bewegungsbedienung“, sagt Heinrich. Wird die Hand zum Beispiel am Autohimmel entlanggeführt, öffnet oder schließt sie je nach Bewegungsrichtung der Hand das Schiebepad. Bewegt sich die Hand wiederum in Richtung Sitz, zeigt das Cockpit-Display verschiedene Sitzstellungen an. Heinrich: „Wir wollen mit der Studie auch feststellen, inwieweit unsere Kunden neuer Technik folgen.“

Fest steht schon jetzt: Die nächsten Golf-Generationen werden mit zusätzlichen Assistenzsystemen und noch intuitiverer Komfort-, Navigations- und Unterhaltungselektronik ausgestattet. Hinzu kommen Weiterentwicklungen des Elektro- und des Plug-in-Hybrid-Antriebs. Voraussetzung für alle diese Technologien ist die Digitalisierung.

### In der nächsten Folge lesen Sie

Einkaufen im Internet ist ausgesprochen bequem. Allerdings leidet unter dieser Entwicklung der Handel in den Innenstädten. Mit neuen Konzepten sollen die Kunden zurückgewonnen werden.

# Fachkräfte in der Behördenschleife

**Fachkräfte werden von deutschen Unternehmen in Italien angeworben. Der Autor begleitet die Kandidaten auf ihren Wegen durch ihre Ausbildung und die Mühlen der Bürokratie.**

## Angeworbene und Anwerber sitzen in einem Boot

Die Serie hat eine Vorgeschichte. Seit einiger Zeit schon berichte ich regelmäßig über den Fachkräftemangel in Deutschland und die Versuche, ihn abzumildern. Besonders im sozialen Bereich, in Pflegeheimen und Krankenhäusern, fehlt gut ausgebildetes Personal. Dementsprechend haben viele Arbeitgeber begonnen, auch im Ausland nach geeigneten Mitarbeitern zu suchen. Von dort kommen immer mehr Menschen zu uns, die sich von der ersten Gastarbeitergeneration vor 50 Jahren deutlich unterscheiden. Wir haben häufig mit Angeworbenen wie Anwerbern gesprochen. Und ich wollte wissen: Wie funktioniert eine solche Anwerbung eigentlich? Deshalb bin ich nach Italien geflogen und war mit dabei. Entstanden daraus ist eine Reportage im Sommer 2014.

Doch dabei wollten wir es nicht belassen. Aus der Neapel-Reportage hat sich der Wunsch entwickelt, eine solche Anwerbung in unserer Region über einen längeren Zeitraum zu begleiten. Zu sehen, auf welche Schwierigkeiten Mitarbeiter, aber auch Arbeitgeber stoßen. Zu schauen, ob und wie Integration gerade im Arbeitsmarkt heute besser gelingt als früher. Dem abstrakten Fachkräftemangel Gesichter zu geben. Deshalb begleite ich seit mittlerweile über einem Jahr eine

Gruppe von 14 jungen Italienern, die von einem Klinikverbund in der Region Stuttgart angeworben worden sind. Ich war bei der Auswahl der Bewerber in Neapel dabei, habe sie gemeinsam mit ihrem Arbeitgeber am Flughafen in Empfang genommen, ungezählte Deutschkurse mit ihnen besucht, den Prüfungen entgegen gezittert und zuletzt miterlebt, wie einer von ihnen gescheitert ist. Die anderen warten derzeit auf ihre Anerkennung, so dass unser Projekt wohl spätestens im Frühjahr vorläufig endet.

Wir haben die Anwerbung aus allen Blickwinkeln und in allen journalistischen Darstellungsformen begleitet. Interviews

sind ebenso darunter wie Reportagen und nachrichtliche Stücke – bis hin zu Berichten über den personellen Notstand in den Anerkennungsbehörden und die Probleme, die auch deutsche Fachkräfte haben, wenn sie arbeiten wollen. Einen solchen Menschen, der sich bei uns nach der Lektüre gemeldet hat, haben wir im Rahmen der Serie ebenfalls porträtiert. Das Land Baden-Württemberg hat inzwischen das Personal beim Regierungspräsidium Stuttgart aufgestockt, um die ärgsten Engpässe zu beheben. Ganz unschuldig sind unsere Serie und die Begleitberichterstattung daran vermutlich nicht.

*Jürgen Bock*



### Kommentar

## Neue Generation

VON JÜRGEN BOCK

Woher nehmen und nicht stehlen? Diese Frage stellen sich deutsche Unternehmen und Kommunen. Denn die Verhältnisse passen nicht mehr so recht zusammen. Während einerseits nach wie vor viele Menschen keine Arbeit haben, fehlen auf der anderen Seite in vielen Branchen gut ausgebildete Mitarbeiter.

Weil eigene Ausbildungsmaßnahmen, Umschulungen und andere Maßnahmen nicht genug Ertrag bringen, schielen immer mehr Beteiligte ins Ausland. Länder

wie Italien oder Spanien bieten eine Vielzahl hoch qualifizierter junger Menschen, die in ihrer kriselnden Heimat keine Arbeit finden – und bereit sind, nach Deutschland zu kommen. Eine gut ausgebildete Generation neuer Einwanderer, die dauerhaft hier bleiben soll.

Die Anwerbung im Ausland bietet Chancen, sie verlangt Firmen und Kandidaten aber einiges ab an Integration, Geld und Mühe. Mitspielen muss auch die Gesellschaft insgesamt – und erkennen, wie viel auf dem Spiel steht. Ob und wie all das gelingen kann, will unsere Zeitung in der Artikelreihe „Nordwärts“ in loser Folge über einen längeren Zeitraum beobachten.

[j.bock@stn.zgs.de](mailto:j.bock@stn.zgs.de)

### Noch Fragen?

Jürgen Bock, Reporter, Telefon: 0711/72057698, E-Mail: [juergen.bock@stuttgarter-nachrichten.de](mailto:juergen.bock@stuttgarter-nachrichten.de)





Italienische Krankenpflegekräfte lernen von ihren beiden Anleiterinnen (links), wie in Deutschland gearbeitet wird. Bis ausländische Fachkräfte anerkannt werden, vergehen oft Monate Foto: factum/Bach

# Ausländische Fachkräfte stehen Schlange

**Nordwärts** Willkommenszentrum und neues Personal für Anerkennung

Deutschland braucht Fachkräfte. Die Unternehmen suchen intensiv – auch im Ausland. Unsere Zeitung begleitet eine solche Anwerbung und die beteiligten Menschen ein Jahr lang. Heute: Die Behörden müssen wegen des großen Andrangs Personal aufstocken.

VON JÜRGEN BOCK

STUTTGART. Deutsche Arbeitgeber suchen händeringend Personal. Immer mehr gut ausgebildete Leute werden im Ausland angeworben. Doch der Weg bis zu einem festen Arbeitsplatz ist steinig. Der Klinikverbund Südwest in Sindelfingen etwa hat im Januar 14 examinierte Krankenpflegekräfte aus Italien nach Deutschland geholt. Seither lernen sie die Sprache und leben sich auf ihren Stationen in den Krankenhäusern ein. Der große B2-Sprachtest liegt seit wenigen Tagen hinter ihnen. Die Ergebnisse stehen noch nicht fest – doch klar ist: Wer bestanden hat, muss noch eine weitere Hürde nehmen, die Anerkennung durch das Regierungspräsidium (RP) Stuttgart. Und die kann dauern.

Denn wirklich vorbereitet sind die Behörden auf den großen Zustrom an angeworbenen Fachkräften nicht.

Seit Jahren klagen die Regierungspräsidien im Land über die wachsende Belastung. Das ist kein Wunder, denn inzwischen werden Tausende Fachkräfte angeworben. Zwischen 2010 und 2014 hat sich die Zahl der ausländischen Krankenpfleger, die in Baden-Württemberg einen Antrag auf Anerkennung stellen, auf 2927 versechsfacht. In diesem Jahr sind es bis Anfang November bereits weitere 1971. Bei den Erzieherinnen und Erziehern hat sich die Zahl innerhalb von zwei Jahren auf 1000 verdreifacht.

Dummerweise spiegelt sich diese Entwicklung nicht beim Personal in den Behörden wider. Ganz im Gegenteil: Seit einem Jahr ist das RP Stuttgart allein für die Gesundheits- und Pflegeberufe zuständig. Statt vorher landesweit acht kümmern sich seitdem nur noch zwei Mitarbeiter um die Anerkennungen etwa der Krankenpfleger. Das führt dazu, dass die gesetzlich vorgeschriebene Bearbeitungsfrist von drei Monaten oft nicht eingehalten werden kann. Zumal viele Anträge unvollständig sind und bei zahlreichen Kandidaten Prüfungen,

weitere Praktika oder Nachqualifizierungen notwendig sind. Die meisten Fachkräfte kommen derzeit aus Bosnien-Herzegowina, Serbien, Rumänien, Ungarn und Italien. Flüchtlinge spielen dagegen bisher keine Rolle.

Jetzt will das RP gegensteuern. Von diesem Montag an wird eine dritte Stelle für die Anerkennung der Pflegeberufe geschaffen. Eine weitere gibt es für ein neues Willkommenszentrum für die Erstberatung ausländischer Fachkräfte. „Damit wollen wir die Antragsteller besser über den Ablauf des Anerkennungsverfahrens informieren und so die zuständigen Sachbearbeiter entlasten“, sagt RP-Sprecher Robert Hamm. Viele Verfahren blieben aber „sehr aufwendig“, die Personalsituation „angespannt“.

Gerardo Cardello, beim Internationalen Bund in Stuttgart zuständig für das Anwerbeprogramm, hat „durchwachsene Erfahrungen“ mit den Bearbeitungszeiten der Anerkennungsanträge. „Die Drei-Monatsfrist wird zumindest im Krankenpflegebereich meist eingehalten“, sagt er. Kerstin Franz, verantwortlich für die Personalgewinnung beim Klinikverbund Südwest, berichtet von „sehr freundlichen, aber oft überlasteten Mitarbeitern“ beim Regierungspräsidium. Die schiere Masse der inzwischen Angeworbenen bringe die Behörde an ihre Grenzen.

Doch auch die Bewerber müssen einiges abarbeiten. Für die Anerkennung brauchen sie eine vereidigte Übersetzung ihres Abschlusses, eine Kopie des Ausweises, den bestandenem Sprachtest und viele Papiere mehr. Außerdem ist ein Gesundheitsnachweis nötig. Die 14 italienischen Pflegekräfte etwa treten deshalb jetzt noch einmal reihum beim Betriebsarzt an, um sich untersuchen zu lassen. Kerstin Franz hofft darauf, dass die ersten Anerkennungen Ende Januar

## Hintergrund

### Projekt „Nordwärts“

- Der Fachkräftemangel in Deutschland bringt viele Unternehmen dazu, auch im Ausland nach Personal zu suchen. Italien, Spanien, Portugal, aber auch Länder in Asien sind Ziele. Gebraucht werden Ingenieure, Erzieher, Pflegekräfte und viele andere Berufe.

- Auf dem Markt tummeln sich inzwischen diverse Anbieter, die Kandidaten nach Deutschland vermitteln. Manche arbeiten seriös, andere nicht. Der Internationale Bund (IB), ein großer Anbieter aus dem Sozialbereich, hat sich auf die Anwerbung von Pflegekräften und Erzieherinnen in Italien spezialisiert. Dort gibt es viele studierte Fachkräfte, die keine angemessen bezahlte Festanstellung finden.

- Unsere Zeitung begleitet den IB und den Klinikverbund Südwest in Sindelfingen unter dem Titel „Nordwärts“ ein Jahr lang von der Kandidatensuche bis zur Anerkennung der Fachkräfte in Deutschland. Das Einleben in einem fremden Land, Sprachkurse, Arbeitserfahrungen und schließlich die Prüfung durch das Regierungspräsidium stehen in dieser Zeit auf dem Programm. Der Arbeitgeber und die italienischen Pflegekräfte kommen regelmäßig zu Wort und schildern ihre Erfahrungen mit dem Projekt. (jbo)



## Kommentar

### Verschlafen

VON JÜRGEN BOCK

Die deutsche Wirtschaft brummt. Viele Betriebe haben nur ein Problem: Wo sollen gut ausgebildete Mitarbeiter herkommen? Also machen sie sich auf die Suche. Seit Jahren steigt die Zahl der im Ausland angeworbenen Fachkräfte. Allein nach Baden-Württemberg kommen inzwischen Tausende jedes Jahr. Eine Entwicklung, an der auch die öffentliche Hand ihren Anteil hat. Die Stadt Stuttgart etwa ist bei der Fahndung nach Erzieherinnen bereits in Rumänien und Italien fündig geworden. Der Trend hat sich über Jahre angedeutet und verstärkt.

Das hätte man bei der Landesverwaltung schon mal bemerken können. Doch was tut man? Legt die Zuständigkeit für die Anerkennung vieler ausländischer Abschlüsse beim Regierungspräsidium Stuttgart zusammen – ohne dort neues Personal anzusetzen. So sollen plötzlich ganze zwei Mitarbeiter fast 3000 Anträge von Krankenpflegekräften in einem Jahr bearbeiten. Ein völlig aussichtsloses Unterfangen.

Jetzt wird nachgebessert. Zwei neue Stellen gibt's und ein „Welcome Center“ – Jahre zu spät und nur als Tropfen auf den heißen Stein. Man hat die Entwicklung schlicht verschlafen. Und riskiert damit die wirtschaftliche Zukunft vieler Betriebe und des ganzen Landes.

j.bock@stn.zgs.de

da sind – 13 Monate nach der Ankunft in Deutschland. Dann können die Angeworbenen als richtige Fachkräfte arbeiten. Bis dahin sind sie Pflegehelfer – und verdienen dementsprechend weniger.

Doch zunächst einmal muss die Sprachprüfung bestanden sein. Die Ergebnisse kommen wohl in einer Woche. „Wir gehen davon aus, dass nicht alle durchgekommen sind“, sagt Kerstin Franz. Falls das so ist, müsse man sehen, wie man die Durchgefallenen auf die Wiederholung der Prüfung vorbereiten könne. „Für uns ist das auch ein Test, ob unser aufwendiges Sprachkurskonzept funktioniert oder ob wir noch nachjustieren müssen.“ Die nächste Gruppe aus Italien ist schließlich bereits in Deutschland eingetroffen. Und hofft darauf, möglichst schnell die Anerkennung in der Hand halten zu können. Für ein neues Leben als dringend benötigte Fachkraft.

# Gefangen in der Behördenschleife

**Nordwärts** Nicht nur für ausländische Fachkräfte kann der Weg zu einer Anerkennung in Deutschland steinig sein

Deutschland braucht Fachkräfte. Die Unternehmen suchen intensiv – auch im Ausland. Unsere Zeitung begleitet eine solche Anwerbung und die beteiligten Menschen ein Jahr lang. Heute: Auch manche deutsche Fachkraft kämpft um Anerkennung.

VON JÜRGEN BOCK

**STUTTGART/BÖBLINGEN.** Frank Vogt öffnet einen dicken Aktenordner. Beim Durchblättern der Dokumente schüttelt er immer wieder ungläubig den Kopf. Ein Zertifikat reiht sich da ans andere. Sie alle stammen aus Irland und weisen Qualifikationen im Sozialbereich aus – und haben eines gemeinsam: Sie nutzen Vogt nichts.

2004 wandert der heutige Böblinger mit seiner Familie nach Irland aus. Dort sätelt er vom EDV-Kaufmann in die Sozialbranche um. „Ich habe eine Ausbildung gemacht und als Community Inclusion Worker gearbeitet, das entspricht dem Sozialarbeiter“, erzählt er. Er kümmert sich um Familien, geht mit behinderten Menschen zur Schule. „Das war ein sehr verantwortungsvoller Job“, sagt der dreifache Familienvater. Als die Familie 2010 beschließt, nach Deutschland zurückzukehren, erkundigt sich Vogt beim Stuttgarter Regierungspräsidium (RP), welche Möglichkeiten es gibt, seinen Abschluss anzuerkennen. Die Antwort lautet, er solle erst mal zurückkommen, dann sehe man weiter.

## Seit fünf Jahren währt der Kampf, im Beruf arbeiten zu dürfen

Die Folge: Bis heute darf der 48-Jährige nicht in seinem Beruf arbeiten. „Das RP erkennt meine Zertifikate nicht an“, kritisiert er. Lange habe die Prüfung gedauert, trotz umfangreicher Übersetzungen. Vogt versucht danach einiges, um zu einem offiziellen Abschluss zu kommen. Zig Nachqualifizierungsmaßnahmen stehen auf der Liste. „Eigentlich hätte ein kurzer Schulblock genügen müssen“, sagt Vogt und kritisiert auch das Böblinger Jobcenter: Das habe die Bezahlung so mancher vom RP vorgeschlagenen Anpassungsmaßnahme verweigert. Für Dezember habe die Familie jetzt nicht einmal mehr Leistungen für den Lebensunterhalt bekommen. „Es gibt einen riesigen Bedarf im Sozialsektor, aber ohne die Anerkennung findet man nichts“, klagt Vogt.

Wenn er liest oder hört, dass viele Arbeitgeber mittlerweile im Ausland Fachkräfte anwerben müssen, macht ihn das traurig. Denn der Engpass könnte seiner Meinung nach mit einer anderen Anerkennungspraxis kleiner sein. Er verfolgt deshalb mit Interesse, wie es den 14 jungen Italienern ergeht, die unsere Zeitung ein Jahr lang begleitet. Der Klinikverbund Südwest in Sindelfingen hat sie im Januar als examinierte Krankenpflegekräfte nach Deutschland geholt. EIF haben vor kurzem den schweren Sprachtest bestanden, jetzt warten auch sie auf die Anerkennung durch das Regierungspräsidium.

Der Klinikverbund hat bereits die nächste Gruppe aus Italien geholt. Auch die Stadt Stuttgart sucht im Ausland: Aus Rumänien und Italien sind bereits mehrere Dutzend Erzieherinnen gekommen. An Fachpersonal fehle es überall, heißt es beim Klinikverbund. Vielleicht auch wegen solcher Beispiele wie Frank Vogt.



Frank Vogt schwimmt geradezu in Zertifikaten – doch helfen tut ihm das nicht. Foto: factum/Granville

Beim Stuttgarter Regierungspräsidium will man zu dem Fall keine Details nennen. Man habe allerdings „eingehend beraten“ und sich „sehr bemüht, Wege aufzuzeigen“, sagt eine Sprecherin. Das gelte für alle Fälle dieser Art. Und die kommen gar nicht so selten vor. „Viele Abschlüsse sind international geregelt und vergleichbar“, so die Sprecherin. Aber eben nicht alle.

Das zeigt sich nicht nur bei der Anwerbung ausländischer Fachkräfte. Häufig sind bei ihnen Nachschulungen und zusätzliche Prüfungen notwendig, um dauerhaft in Deutschland arbeiten zu können. Doch dieses Problem betrifft auch Deutsche, die im

Ausland einen Abschluss gemacht haben und ihn in der Heimat anwenden wollen.

Beim RP Stuttgart gab es in diesem Jahr 2139 Anträge auf die Anerkennung ausländischer Abschlüsse in der Krankenpflege – 155 davon kamen von Deutschen. Bei den Ärzten waren es 124 von 1114, bei Zahnärzten 41 von 163. Immerhin die Sprachprüfung können sich diese Kandidaten sparen. An ihr scheitert so mancher Bewerber – so wie zuletzt auch drei der 14 jungen Italiener des Klinikverbundes.

Frank Vogt fühlt sich als Spielball zwischen RP und Jobcenter. Und er glaubt, dass er nicht der einzige Betroffene ist. „Ich habe

## Hintergrund

### StN-Projekt „Nordwärts“

- Der Fachkräftemangel in Deutschland bringt viele Unternehmen dazu, auch im Ausland nach Personal zu suchen. Italien, Spanien, Portugal, aber auch Länder in Asien sind Ziele. Gebraucht werden Ingenieure, Erzieher, Pflegekräfte und viele andere Berufe.
- Auf dem Markt tummeln sich inzwischen diverse Anbieter, die Kandidaten nach Deutschland vermitteln. Manche arbeiten seriös, andere nicht. Der Internationale Bund (IB), ein großer Anbieter aus dem Sozialbereich, hat sich auf die Anwerbung von Pflegekräften und Erzieherinnen in Italien spezialisiert. Dort gibt es viele studierte Fachkräfte, die keine angemessen bezahlte Festanstellung finden.
- Unsere Zeitung begleitet den IB und den Klinikverbund Südwest in Sindelfingen unter dem Titel „Nordwärts“ ein Jahr lang von der Kandidatensuche bis zur Anerkennung der Fachkräfte in Deutschland. Das Einleben in einem fremden Land, Sprachkurse, Arbeitserfahrungen und schließlich die Prüfung durch das Regierungspräsidium stehen in dieser Zeit auf dem Programm. Der Arbeitgeber und die italienischen Pflegekräfte kommen regelmäßig zu Wort und schildern ihre Erfahrungen mit dem Projekt. (jbo)

viele Menschen kennengelernt, die unterdrückt und ausgenutzt werden“, klagt er. Die „menschunwürdige Behandlung“ sei traurig. Und kontraproduktiv für die Branchen, die dringend Mitarbeiter brauchen.

Das Böblinger Jobcenter weist die Vorwürfe zurück. „Herr Vogt hat bisher die Bereitschaft vermissen lassen, das von ihm angestrebte Ziel auf einem soliden Wege zu erreichen“, sagt der Geschäftsführer Clemens Woerner. So habe er sich geweigert, an der für einen Sozialberuf „erforderlichen psychologischen Eignungsfeststellung mitzuwirken“. In der Folge habe Vogt verschiedene Qualifizierungsmaßnahmen bei unterschiedlichen Trägern selbst vorgeschlagen. Die hätten aber entweder kein anerkanntes Gütesiegel besessen, oder es habe Ablehnungen vonseiten einzelner Schulträger gegeben, weil Vogt die Eignungsvoraussetzungen nicht erfüllt habe.

### Das Jobcenter bemängelt fehlende Bereitschaft zur Mitwirkung

Aktuell, sagt Woerner, könnten der Familie Leistungen nicht ausbezahlt werden, weil „relevante Unterlagen trotz mehrmaliger Aufforderung fehlen“. Und er kommt zum Schluss: „All dessen ungeachtet bleibt die Verpflichtung von Herrn Vogt, jede zumutbare Arbeit zur Beseitigung der Notlage aufzunehmen.“ Das könne im Zweifel auch die Tätigkeit eines Lagerarbeiters sein.

Frank Vogt ist inzwischen völlig entnervt. Längst hat er einen Rechtsanwalt eingeschaltet. „Ich bin nicht mehr bereit, noch weitere Jahre in die Schule zu gehen, obwohl ich alles kann. Ich will als Sozialarbeiter anerkannt werden oder zumindest eine Anpassungsprüfung machen“, sagt er. Eines wisse er genau: „Ich werde gebraucht.“